

Vorwort

Als Stephen King noch erkennbar Spaß am Schreiben hatte und sein Werk noch frei von Altersmilde war, produzierte er eine Geschichte, die ich für eine seiner besten halte.

Ich fürchte, diese Meinung wird nicht allzu oft geteilt.

Dessen ungeachtet bin ich davon überzeugt, dass Autoren mit »Sendungsbewusstsein« so wenig taugen wie diejenigen, die scharf darauf sind, sich ein eigenes Denkmal zu setzen. Ersteres war nie sein Problem, denn vor allem in jüngeren Jahren schrieb er nur, was ihn umtrieb, sezierte genüsslich den Kleinstadtmief seiner Heimat Maine, stellte die Bigotten an den Pranger seiner Sätze, kreierte lebensechte Figuren in all ihrem alltäglichen Wahnsinn. Weil die Überspitzung daraus Kunst machte, wurde der *reale* Horror in das *Literaturgenre* »Horror« verwandelt. Kings wirkliche Kunst jedoch besteht darin, damit vorzüglich zu unterhalten. Mir wäre das ja »Denkmal« genug gewesen, aber mit der »Dunkle-Turm«-Reihe begann aus meiner Sicht das Ende der guten Unterhaltung und der Beginn des Verquastens, schriftstellerisch Hervorgewürgten, wie wir es heute in den Regalen der Buchhandlungen in schiereren Mengen von zumeist minderbegabten Massenschreiberlingen finden, die ein einziges Mal eine halbwegs originelle Idee hatten und danach von ihren Ärmelschoner-Erbsenzähler-Lektoren zum Herunterleiern der ewigen Wiederholung gezwungen wurden. Okay, »Game of Thrones« könnte eine Ausnahme sein, aber dies zu behaupten ist voreilig, solange nicht die letzte Zeile (bzw. das Wörtchen »Ende«) geschrieben ist. Der Rest ist bestenfalls Pubertätsbegleitung für Mindereigenphantasiaausgestattete. Im SM-Genre kommt noch Handarbeitsunterstützung für Analphabeten hinzu.

Genug geschimpft. Zurück zu King: Als er noch nicht am eigenen Denkmal feilte, schrieb er dieses Büchlein über ein Mädchen, das sich im Wald verirrt. »Ein Mädchen verirrt sich im Wald«, Ende. Schreiben wir mal 200 Seiten darüber, aber verzichten darauf, Monster, Vergewaltiger, Raubtiere und Naturkatastrophen zu verwenden! Unterhalten wir unsere Leser mit diesem verirrteten Mädchen (und *nur* damit) so, dass sie das Buch nicht mehr aus der Hand legen können! *Das* ist ein Denkmal.

King konnte das. Ich kann mich damit natürlich nicht messen, aber so ein wenig ... kammer-spielhaft ... minimalistisch ... bekomme ich das spannend hin – ohne diversifizierte Charaktere, aufwendige (mit »ä«? Nä! Nich mit mir!) Kulissen, verschachtelte Handlungsstränge und viele Wendungen?

Naja, nicht ganz ohne »Monster«, denn sonst wird es eine Onanie-Story, weil es ja immerhin eine del(l)ikate Geschichte bleiben soll. Nicht ganz ohne sexuelle Grenzerfahrungen, denn sonst könnte ich ja gleich woanders (na, wo wohl?) abschreiben. Es ist auch nur im ersten Teil ein »Kammerspiel«, denn ohne die Interaktion verschiedener, individueller Charaktere kann ich einfach nicht schreiben. Anders ausgedrückt: Ich finde Menschen zu spannend, um mich nur mit einem einzigen Exemplar zu beschäftigen.

Ich weiß nicht, ob es ein Bestseller geworden wäre, denn zum »Sellen« hätte ich Geld dafür verlangen und es nicht kostenlos unter die Menschheit bringen dürfen, aber mein allererstes illustriertes Werk ist bis zum heutigen Tage eins, an dem ganz besonders viel Herzblut hängt: »Das Ende der Freiheit«. Es war zwar kostenlos, aber nicht umsonst, denn dafür bekam ich vielleicht nicht die meisten, aber die längsten und wohl auch nachdenklichsten Zuschriften.

Die Frage, wie »frei« denn unser Wille wirklich ist, beschäftigt mich jenseits vom szenetypischen Popanz »Einvernehmlichkeit« immer wieder. Die Deutschen nerven damit besonders. Sie lieben Regeln. Sie halten sich gern daran – zuweilen auch, ohne über den Sinn nachzudenken – und sie lieben es, anderen Menschen deren Regelverstöße nachzusagen. Manchmal denke ich, dass der eine oder andere Verein ausschließlich zu dem Zweck gegründet wurde, ein Regelwerk zu schaffen, an das man sich halten kann (und die Vereinskameraden stets ermahnen, es ebenfalls zu tun). Sinn und Zweck der Regeln? Zweitrangig. Wichtigste Regel: »Du sollst keine anderen Vereinsvorsitzenden (und –Schriftführer und –Kassenwarte) neben mir haben«.

So war es nicht zu vermeiden, dass ich mich gleich in mehreren Romanen mit einem Verein namens »Nemesis« beschäftigt habe (und noch beschäftigen werde, denn mehr Lesestoff dazu ist in der Mache). Weil ich keine Gartenzwerge auftreten lassen wollte, musste es ein Geheimbund sein. Dieser war ... prinzipiell »nett«, eine Heimat und ein Zufluchtsort für Andersliebende – mit Ausnahme von Auswüchsen. In letzter Zeit beschäftigt mich aber zunehmend die Frage, ob »Hitler hat immerhin die Autobahn gebaut«, »in der DDR war auch nicht alles schlecht« oder »die Kreuzzüge waren etwas aus dem Ruder gelaufen« nur die Ausflüchte Verblendeter sind, die partout nichts dazulernen wollen und in ihrem eigenen Saft weitergären, bis sie sich irgendwann fragen, wo denn all die ekligen Tierchen um sie herum herkommen. Naja, vermutlich halten sie die für Fans.

Gibt es die große »Verschwörung«, ein mehr oder weniger geschlossenes System selbsternannter »Eliten«, die sich über Recht und Gesetz stellen und deren einziges Prinzip der eigene, materielle Vorteil, gesichert durch die gegenseitige Begünstigung und Handreichung über Generationen, ist? Würden wir es dann überhaupt erkennen? Würden wir es bemerken, wenn wir darin leben, wenn wir Opfer sind? Würden wir uns wehren? In Gruppen? Allein? Würden wir stillhalten und wie jeder andere Feigling feststellen, dass es uns ja nicht betrifft? Würden wir es noch identifizieren, wenn wir Mitläufer oder gar Täter sind? Für diesen Fall – wann würden wir selbst damit anfangen, Ausflüchte zu bemühen? Würden wir uns zum Ausgleich sozial engagieren, etwas für die Hungernden in der Welt tun, während unsere Vereinskollegen gleich um die Ecke die Kritiker erst mundtot und später nur noch tot machen? Würden wir dann sagen: »Aber die Idee war doch gut« oder »es gibt doch auch schöne Seiten« oder »es wurde ja niemand gezwungen, aufzubegehren«?

Was ist nötig, um uns dazu zu bringen, »Dinge« zu tun? Auch davon handelt dieses Buch.

Es handelt von Opfern, Mitläufern und Tätern. Es handelt von der Katastrophe, die uns aus heiterem Himmel trifft, es handelt von Glück und von Leid und von den vielen Ereignissen, denen wir unterliegen, ohne sie bestimmen oder auch nur vorhersagen zu können. Außerdem handelt es von geilen Brüsten, harten Schwänzen und knackigen Ärschen, aber das haben Sie sich bestimmt schon gedacht, nicht wahr?

Und warum?

Weil dies alles im »richtigen Leben« vorkommt, weil es keine »einernehmliche« Welt ist, in der wir leben und weil es noch nicht so lange her ist, dass wir aus unseren Höhlen gekrochen kamen.

Meinen Sci-Fi-Roman habe ich dafür mal ein paar Wochen ruhen lassen. Mir war zur Abwechslung nach einer fetten Portion saftiger Realität mit überspitzten Kartoffelchen und brutalen Möhrchen.

Guten Appetit!

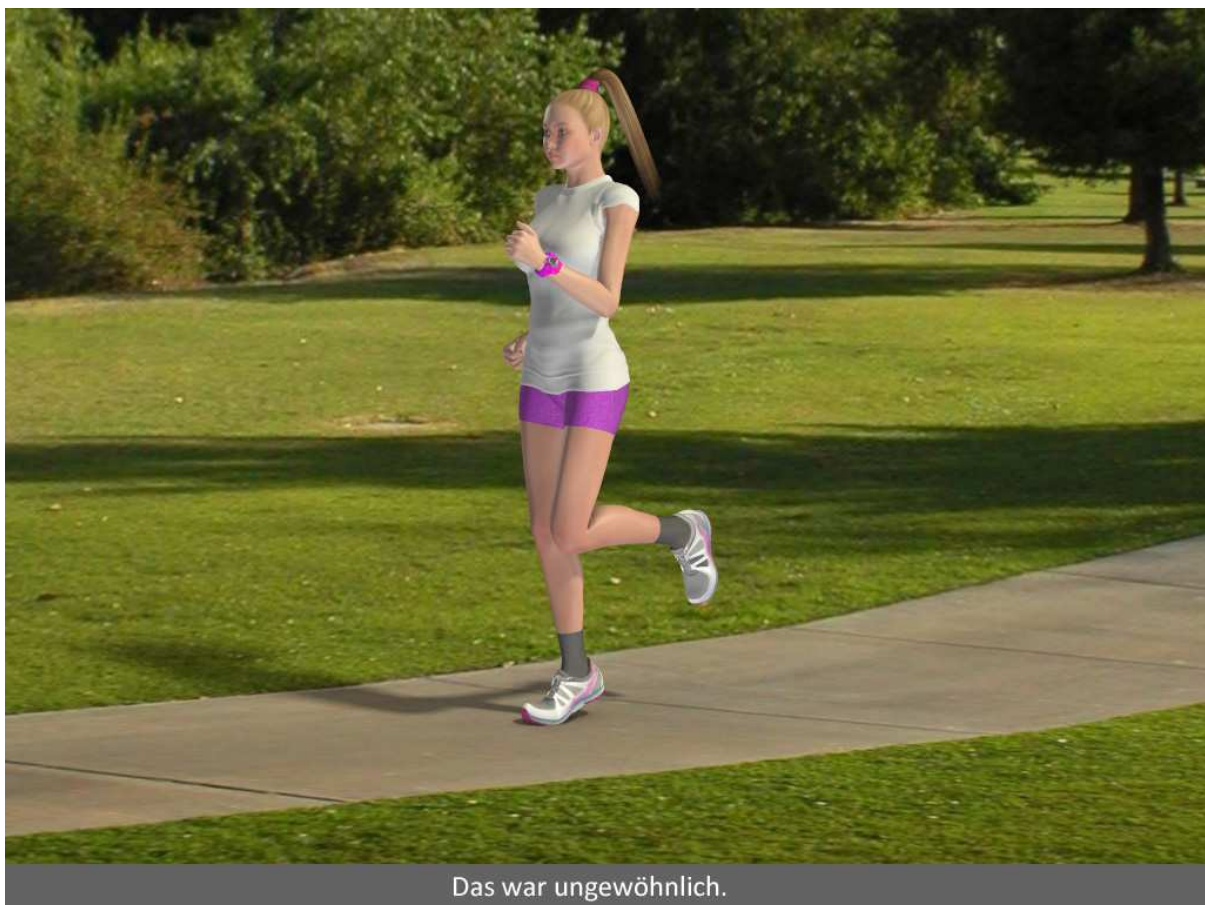
Der Park

Der Park war eine ihrer schönsten Teilstrecken. Ihre Mom hatte es zunächst kaum glauben wollen, dass Amber, die noch nie eine Frühaufsteherin gewesen war, schon in der Morgendämmerung aufbrach, um ihre neue Leidenschaft zu pflegen.

Am Anfang hielt Mrs. DeWitt-Bujold die Lauferei ihrer Tochter für eine der üblichen Marotten, die sich stets schnell wieder legten – eines dieser zunächst enthusiastisch und voller Hingabe betriebenen Hobbies, deren Aufwand sich dann jedoch alsbald stark begeistere-

rungsmindernd auswirkte, wie Pfadfinden, Reiten, Saxophonspielen und später, in der Pubertät, Cheerleading, Callanetics, Literaturzirkel (als Mrs. DeWitt-Bujold den jungen, gutaussehenden, »genialen Schriftsteller« kennenlernte, dessen Lesungen hauptsächlich Gegenstand der Zirkeltätigkeit waren, verstand sie, warum Amber das Faible für Gegenwartsliteratur erst *nach* Einsetzen der Regel entdeckt hatte), Yoga und Anti-Globalisierung. Letzteres war natürlich auch einem Aufbegehren gegen Ambers Vater geschuldet. Der Zusammenhang zwischen der bösen Globalisierung und dem Familienvermögen und somit der Tatsache, dass Amber weniger aufwendigen und damit langfristigeren Leidenschaften wie Handtaschen und Schuhen nachgehen konnte, blieb dabei von untergeordneter Bedeutung.

Mit 15 jedoch hatte Amber mit dem Laufen angefangen und nun, mit 18, war sie immer noch voller Enthusiasmus dabei. Das war ungewöhnlich.



Amber fand es großartig. Ihre Eltern bemühten sich nicht, es ihr auszureden, weil sie die Begleiterscheinungen mochten – das frühe Aufstehen, die Fitness, die Disziplin und die Konsequenz. Das gefiel ihnen. Was sie nicht wussten und auch nicht wissen mussten, waren die wirklichen Gründe.

Endlich konnte Amber beweisen, dass sie nicht Moms Püppchen war. Sie konnte sich bis zur Erschöpfung austoben, aber das Adrenalin, das beim Laufen durch ihre Adern schoss, war ebenso wenig ausschlaggebend wie die Endorphine, die freigesetzt wurden, wenn die ersten Anstrengungen überwunden waren. Was Amber regelrecht süchtig auf Kilometer machte,

war die Kontrolle. Sie hatte diese Maschine, die sie zu Höchstleistungen trieb, die sie kontrollierte, deren Zustand sie genau verfolgte. Sie wusste nach einer Weile genau, was die Maschine wann benötigte, um ihre Funktion auszuüben.

Manchmal war es ihr nämlich so vorgekommen, als hätte mit der Pubertät der Wahnsinn Einzug in ihr Gehirn gehalten. In solchen Momenten stand sie neben sich und sagte sich: »Du spinnst. Das bist nicht Du. Das ist ein Chemo-Cocktail, den Dein Gehirn freisetzt, um Dich zu steuern.« Es wäre vielleicht auszuhalten gewesen, wenn es sich irgendwie »berechenbar« angefühlt hätte, wenn Amber gewusst hätte, welcher Typ Junge sie ins Stottern brachte, wann sie einen Wutanfall bekommen würde, weil eine ihrer Freundinnen zu lange und zu eng mit diesem oder jenem Kerl tanzte und warum sie manchmal das Bedürfnis hatte, einfach loszuheulen oder etwas an die Wand zu werfen. So aber kam es ihr vor, als würde ihr Gehirn Amok laufen.

Ihr Körper hingegen ließ sich nach dem Chaos allmählich in den Griff bekommen. Brüste, Arsch, Hüfte – Amber war darauf vorbereitet gewesen und alles hielt sich in akzeptablen Grenzen. Weil die Veränderungen nicht über Nacht kamen, konnte Amber sich darauf einstellen und an manchen Tagen sogar genießen, dass mit dem Frauwerden der Moment näher rückte, an dem sie Mom und Dad würde »lebt wohl« sagen und endlich ein eigenes Leben beginnen können. Die Blicke der Jungs waren auch nur so lange unheimlich, bis Amber erkannte, dass deren Gehirne ebenso reichlich durcheinander waren, aber der weibliche Körper tatsächlich wie eine Fernsteuerung eingesetzt werden konnte. Männerhirne waren nämlich berechenbar. Frau konnte das Steuern lernen.

Über Nacht kam lediglich die Bluterei, aber das ging – abgesehen von den Begleitumständen – allen Frauen gleich und Amber wusste, dass diese Unvorhersehbarkeit bleiben würde. Shit happens, dachte sie.

Irgendwann ließen die Vergrößerungen von Arsch (puh!) und Brüsten (ooch!) nach und Amber wollte ihre neue Körperform pflegen, denn sie wusste, was passieren konnte, wenn sie sich nicht darum kümmerte. Auf keinen Fall sollte es ihr ergehen wie Fabienne »Fatty« Moore oder Pat »Butt« Davenport, den Außenseitern auf der Highschool. Von allen Versuchen und Anstrengungen blieb das Laufen übrig, denn dabei lernte Amber ihre Maschine am besten kennen. Dabei erlangte und behielt sie die Kontrolle. Dabei fühlte sie sich stark ... und mächtig. Wenn sie lief, war sie glücklich und es gab noch eine weitere Motivation: Mom war weit weg.

Mrs. DeWitt-Bujold gehörte zur Sorte der »Kissen-Mütter« - so nannte Amber Mütter, die ihren Töchtern keinen Raum zur Entfaltung einer eigenen Persönlichkeit ließen und sie mit Fürsorge, aber auch mit Regelungswahn wie mit einem Kopfkissen erstickten. Amber hatte aus den Beobachtungen und Gesprächen mit Schulfreundinnen ganz eigene Kategorien entwickelt. Fatty Moores Mom zum Beispiel war demnach eine »Peitschen-Mutter«, die ständig etwas an Fatty (Fabienne) auszusetzen hatte. Peitschen-Müttern konnte es kein Mädchen recht machen. Sie hatten an allem etwas herumzumäkeln und nichts war ihnen gut genug.

Außerdem gab es Männer-Mütter, die sich einen Dreck um ihre Töchter kümmerten, weil sie nur mit sich selbst (und dem jeweiligen Liebhaber) beschäftigt waren, Topf-Mütter, die eine Abart der Männer-Mütter darstellten und sich mangels Schönheit vor allem für Selbstverwirklichungs-, Töpfer- oder Esoterik-Gruppen interessierten (wenn gerade kein Platz mehr im Presbyterium frei war), Puppen-Mütter, die nicht wollten, dass ihre Töchter erwachsen wurden, weil es dann nicht mehr so Spaßig war, sie in rosa Hello-Kitty-Wäsche zu stecken und Pokal-Mütter, die ihre Töchter immerzu siegen sehen wollten (beim Sport, Singen oder beim Schönheitswettbewerb), damit wenigstens die schafften, was den Müttern nie vergönnt gewesen war.

Naja, dachte Amber, eigentlich war ihre Mom eher eine Mischung aus allen Kategorien. Dad hingegen musste sie nicht kategorisieren. Der war einfach nur meistens ... nicht da.

Hatte sie deshalb eine »schlechte« Kindheit? Äußerlich betrachtet ... sicher nicht. Bei wem hätte sie sich beklagen sollen? Und worüber? Über »Einsamkeit«? Sie lächelte freudlos.



Sie lächelte freudlos.

Niemand hätte ihr das abgenommen. Konnte man denn gleichzeitig behütet und vernachlässigt sein? Wer hätte das verstehen sollen?

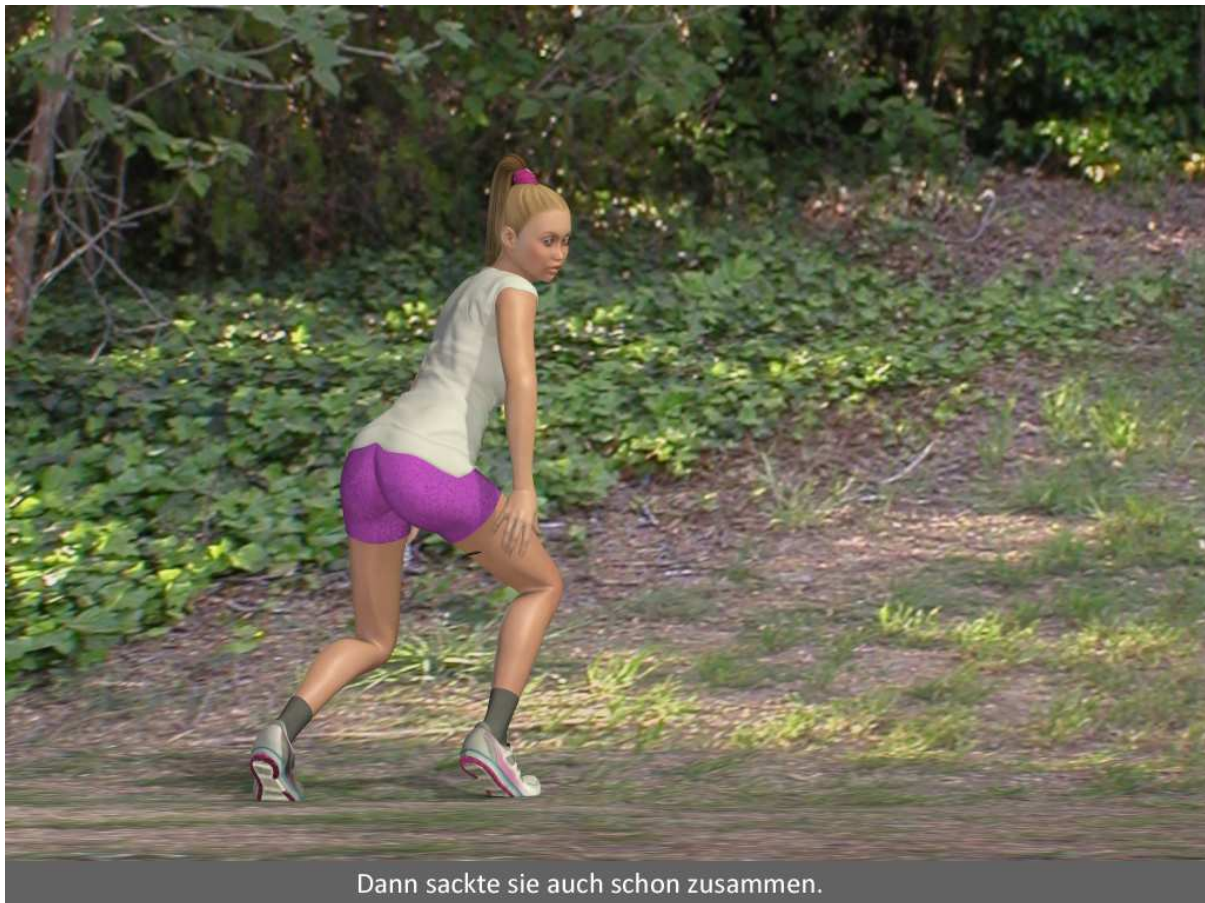
Nein, Amber musste ihre Jugend mit sich selbst abmachen. Irgendwann wäre es damit vorbei und der Tag schien jetzt nicht mehr fern zu sein. Die Bewerbungen waren schon geschrieben und Dad hatte sich davon überzeugen lassen, dass er seine Beziehungen würde

spielen lassen müssen, um Amber in Harvard unterzubringen. Das war elitär genug, um den Eltern zu gefallen und weit genug weg von ihnen, um Amber zufrieden zu stellen.

Sie hatte den Teil des Parks erreicht, in dem die Bäume dichter standen. Anders als an den meisten Morgen musste sie an diesem Tag nicht auf Hundehalter achten, die ihre kläffenden Vierbeiner Gassi führten. Es war sehr ruhig an diesem Morgen, doch das machte Amber keine Angst. Sie wusste, dass der aus einem Gebüsch springende Vergewaltiger weitaus seltener vorkam als ein Nachbar, elterlicher Schwager oder sonstiger Umfelddrecksack, der irgendwann meint, seinen Gelüsten freien Lauf lassen zu dürfen.

Niemand sprang aus dem Gebüsch.

Der Stich kam unvermittelt und geräuschlos. Amber blieb stehen. »Fuck! Wa...«. Sie beugte sich nach hinten in der Annahme, dass die Wespe, die sie vermutlich gestochen hatte, noch an ihrem Stachel in Ambers Oberschenkel steckte. Da war jedoch keine Wespe. Schwindel setzte ein, als Amber den kleinen Pfeil bemerkte. Dann sackte sie auch schon zusammen.



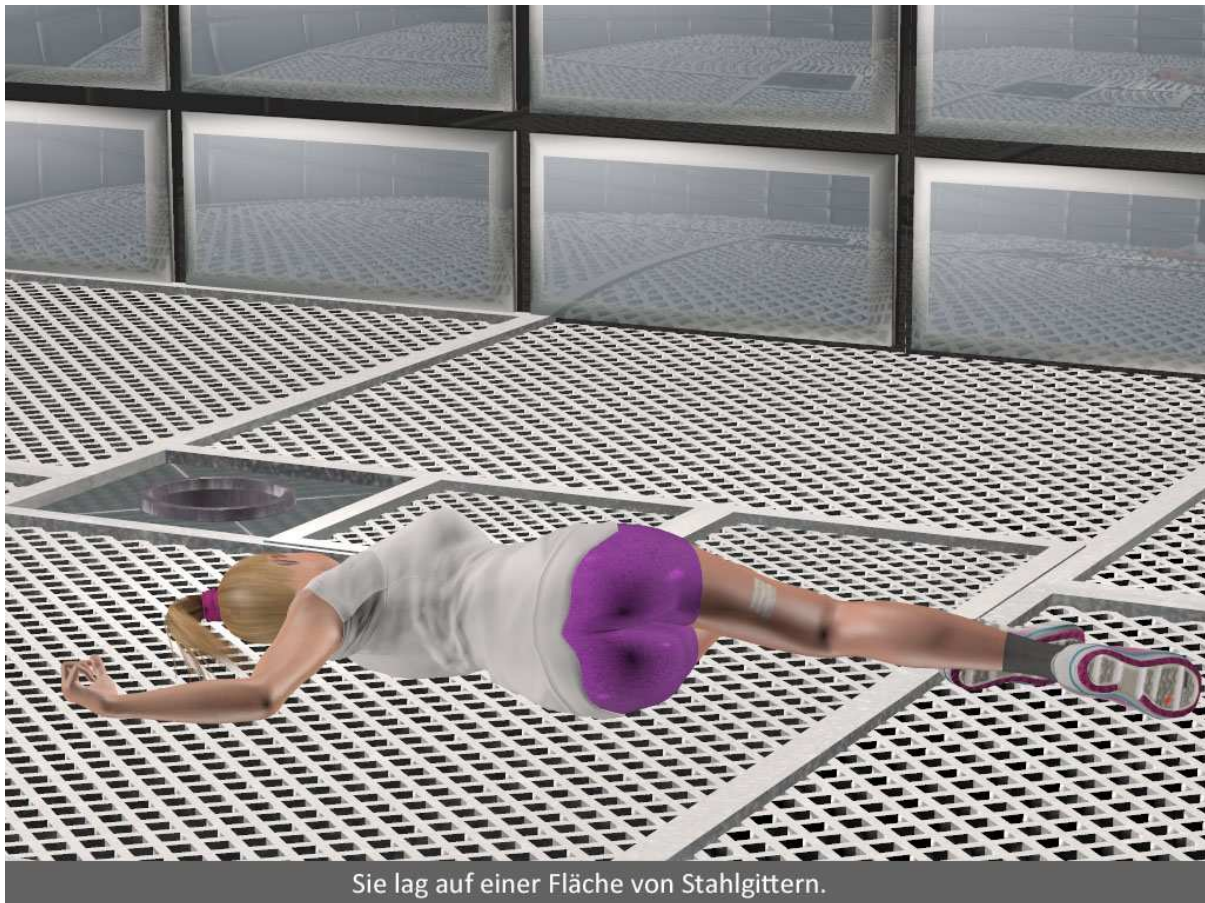
Dann sackte sie auch schon zusammen.

Ihr Bewusstsein verabschiedete sich, noch bevor ihr ganzer Körper auf dem Boden lag. Sie nahm die Gestalt nicht mehr wahr, die zwischen den Bäumen hervor trat und aus dem Gebüsch zu Amber eilte, den Betäubungspfeil aus dem Oberschenkel zog, die kleine Eintrittswunde mit Desinfektionsmittel und einer Kompresse versorgte, das Opfer packte, aufhob und zu einem in der Nähe geparkten SUV trug.

Alles schien absolut perfekt zu laufen. Es waren keine möglichen Zeugen weit und breit zu sehen gewesen. Die kräftige Gestalt legte Amber auf die Rücksitze und fuhr davon. Die Betäubung würde lange genug anhalten.

Die Zelle

Der Prozess des Aufwachens war anstrengend und von Schwindel, Übelkeit und rasenden Kopfschmerzen begleitet. Eine ganze Weile lang traute Amber sich nicht, ihre Augen zu öffnen. Dabei lag sie nicht einmal sonderlich bequem. Als sie sich schließlich überwand, sah sie Gitterroste und glänzende Paneele. Sie lag auf einer Fläche von Stahlgittern.



Zögerlich richtete sie sich auf. Der Raum, in dem sie sich befand, schien weder Fenster noch Türen zu haben. Er war hell erleuchtet, aber eine Lichtquelle konnte Amber nicht ausmachen. Stattdessen bestanden Decke und Wände aus glänzenden, spiegelnden Paneelen und den Boden bildeten unterschiedlich große Stahlgitter mit einer Ausnahme ungefähr in der Mitte. Dort führte eine Röhre mit dem Durchmesser eines großen Menschenkopfes senkrecht nach unten. Unter den Stahlgittern schien es weit in die Tiefe zu gehen – sehr weit, denn Amber konnte kein Ende erkennen. Da war nur ein schwarzes Nichts.



Da war nur ein schwarzes Nichts.

Amber erhob sich von ihren Knien.

Sie ging durch den Raum und sah sich Fußboden und Wände ganz genau an. Es gab Fugen an einigen Stellen zwischen Boden und Wand, durch die aber höchstens ein Blatt Papier gepasst hätte. Dort war kein Luftzug zu spüren.

Die glänzenden Wandplatten sahen nicht nur alle gleich aus – sie fühlten sich hart und unbeweglich an. Lediglich eine von ihnen unterschied sich ein wenig durch die Struktur ihrer Oberfläche, aber auch da half kein Drücken und Stemmen.

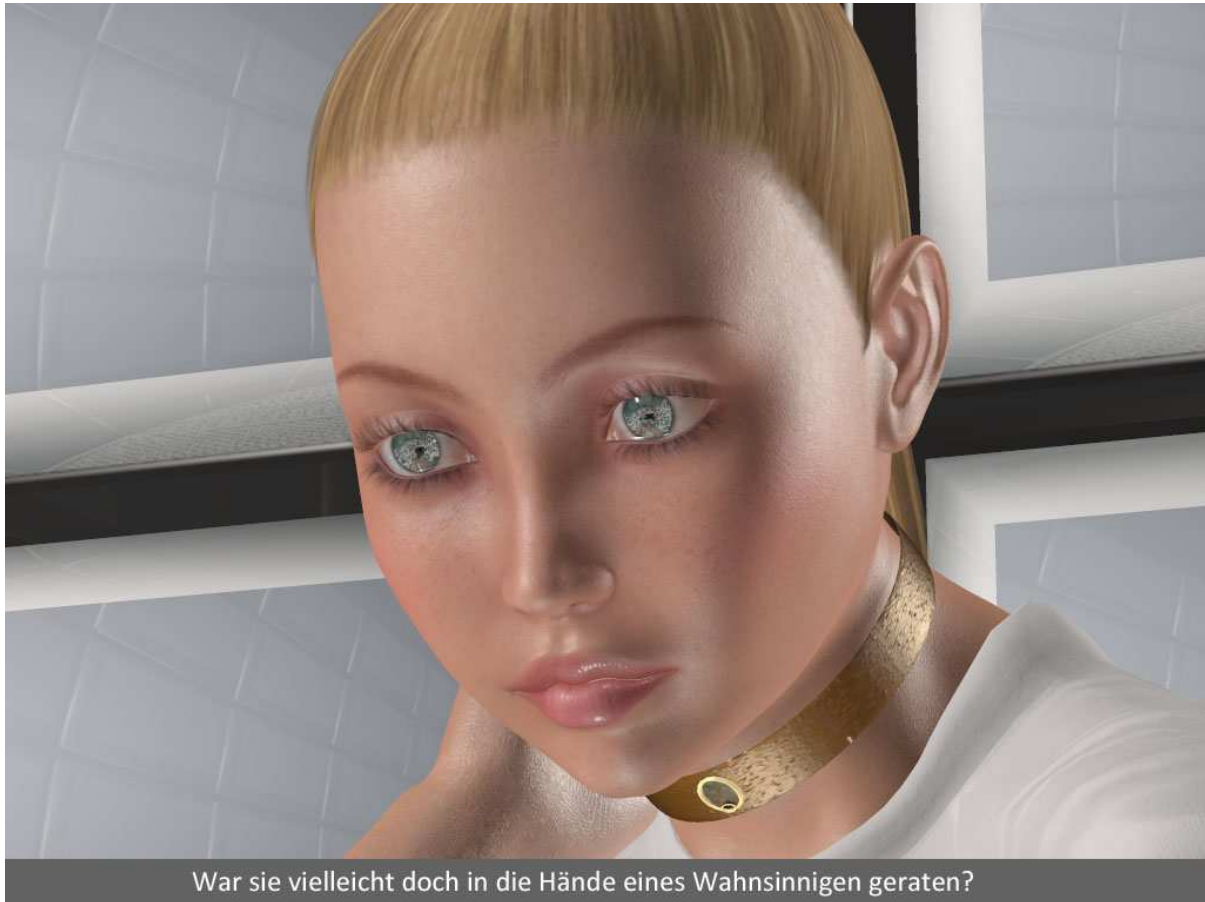
Erst jetzt bemerkte Amber das metallische Band, das man um ihren Hals gelegt hatte. Es war leicht und deshalb hatte sie es in ihrem derangierten Zustand zunächst gar nicht wahrgenommen. Die Oberfläche fühlte sich nicht ganz glatt an und an der Vorderseite befand sich eine Art Brosche. Was Amber an dem Band besonders beunruhigte, war das Fehlen eines Verschlusses oder irgendeines anderen Öffnungsmechanismus. Was sollte das?

Amber inspizierte sich selbst, nachdem der Raum (die Zelle?) hinreichend und erfolglos untersucht schien.

Ihre Haustür- und Wohnungsschlüssel fehlten ebenso wie ihre kleine Börse mit den Ausweispapieren und die Cardio-Smartwatch. Auf ihrem Oberschenkel klebte ein kleiner Verband. Dort war der Stich gewesen, der sie außer Gefecht gesetzt hatte. Ansonsten schien sie ohne den geringsten Kratzer zu sein. Es gab keine Spuren von Gewalt und auch sonst fühlte

sich, abgesehen von Brummschädel und flauem Magen, alles recht normal an, so dass Amber hoffte, nicht Opfer eines Sexualverbrechens geworden zu sein. Dann wäre sie aller Voraussicht nach auch schon tot, sagte sie sich. Vermutlich handelte es sich um eine Entführung gegen Lösegeld.

Welcher Erpresser legte aber seinem Opfer ein – augenscheinlich – goldenes Halsband an? Amber ertastete es erneut auf der Suche nach einer Öse, aber das Ding schien nicht dazu bestimmt, sie irgendwo anzubinden. Welcher Entführer versah sein Opfer mit Schmuck? War sie vielleicht doch in die Hände eines Wahnsinnigen geraten?



War sie vielleicht doch in die Hände eines Wahnsinnigen geraten?

Amber hatte versucht, die Situation zu erfassen und sich nicht von der Angst beherrschen zu lassen. So, wie sie beim Laufen mit der Erschöpfung umging, versuchte sie es auch in dieser absurden Zelle. Anders als beim Laufen hatte sie hier jedoch nicht die kleinste Möglichkeit einer Einflussnahme und nicht die geringste Erfahrung, wie sie mit einer solchen Lage fertigwerden könnte. Dennoch kämpfte sie gegen die Panik an, die wellenförmig in ihr aufzusteigen drohte. Amber wusste, dass dies nur funktionieren konnte, wenn sie in irgendeiner Weise nicht passiv blieb, wenn sie etwas tat – und mochte es auch noch so unsinnig erscheinen.

Sie stand auf und rief: »Hallo! Ist da jemand?«

Fast von sich selbst überrascht registrierte sie ein Gefühl der Erleichterung, als eine Männerstimme antwortete: »Natürlich.«

Die Stimme war nicht zu lokalisieren. Ihr Inhaber klang weder jung noch alt und in seiner Antwort konnte Amber keine Emotionen identifizieren.

»Wer sind Sie? Wo bin ich?« Sie hoffte, mit diesen Fragen die Initiative übernehmen zu können, aber die Stimme blieb stumm. »Hören Sie ... wenn es um Lösegeld geht ... ich kann Ihnen Tipps geben, damit alles glatt läuft. Sie wollen Geld und ich will nach Hause. Das lässt sich doch bestimmt miteinander in Einklang bringen.« Keine Tränen, befahl sich Amber. Jetzt bloß keine Tränen!

»Das ist ein großzügiges Angebot, aber nicht nötig«, meinte die Stimme. »Du wirst nach Hause kommen, aber es ist besser für Dich und mich, wenn Du Dich mit der Tatsache anfreundest, für eine Weile mein Gast zu sein.« Der Kerl sprach fast wie im Plauderton. Es war keine Anspannung in der Stimme zu hören.

Amber fasste neuen Mut. »Also haben Sie nicht vor, mich umzubringen?«

»Ganz sicher nicht.«

»Okay. Geht es um Lösegeld?«

»Glaubst Du, dass dies hier ein Quiz ist?« Die Stimme klang jetzt eher belustigt als verärgert.

»Dieser Raum hier kommt mir nicht gerade ›gastfreundlich‹ vor«, nahm Amber ihren neugefassten Mut zusammen.

»Wir sind an einem Ausgangspunkt. Was sich verändert, wie sich Deine Lage entwickelt, hängt von Dir ab.«

»Inwiefern? Was soll ich tun?«

Die Stimme schwieg. Als nach gefühlten Minuten keine Antwort kam, rief Amber lauter:

»Hallo! Sind Sie noch da?«

»Natürlich.«

»Sie haben mir nicht geantwortet.«

»Das stimmt. Glaubst Du immer noch, Du nimmst an einem Quiz teil?«

Amber machte einige Schritte im Kreis und überlegte. Diese Stimme klang nicht wie einer der Serienkiller aus der Hannibal-Lecter-Reihe. Sie war viel zu ruhig. Das war eher Hannibal Lecter selbst – aber ohne das Lauernde, Gefährliche in seinem Ton. »Okay. Kein Quiz. Ich habe Durst. Als Sie mich gekidnappt haben, war ich gerade beim Sport und hatte es nicht mehr weit bis zu meiner Trinkstation. Wollen Sie, dass ich dehydriere?«

»Der gute, alte Morgan Hendricks mit seinem Kiosk, der Dir eine Flasche ›Blue Energy‹ aus dem Laden hält, wenn er Dich kommen sieht – so dass Du nicht anhalten musst. Ein netter Kerl!«

»Sie haben mich beobachtet«, stellte Amber lapidar fest. Diese Sache hier war von langer Hand vorbereitet gewesen. Sie war definitiv kein Zufallsopfer.

»Alles im Leben hat seinen Preis, Amber Daphne Catherine DeWitt-Bujold. Nichts ist umsonst. Du willst trinken? Gut. Das kostet Dich Dein T-Shirt.«

Einen Moment lang rang Amber um Fassung. Also doch so ein verdammtes Sex-Ding, dachte sie. Doch ein Gestörter! Warum aber hatte er ihr erst die Sachen gelassen, um dann ihr Shirt zu fordern? Er hätte sie ausziehen und splitternackt in diese Zelle legen können, um seinen Spaß zu haben. »Geht es um Erniedrigung? Soll ich mich nicht gleich *ganz* ausziehen? Fühlt sich das Spannen auf Raten etwa geiler an? Ich kenne mich leider nicht so mit Triebtättern aus«. Ihre Wut war größer geworden als die Angst.

Die Stimme schwieg. Stattdessen bewegte sich eines der Paneele (das mit der abweichenden Oberfläche) und schob sich in den Raum.

Amber ging hin und sah hinein.



Dies war eine ziemlich große, leere Schublade.

Der Kerl würde sie nicht verdursten lassen, dachte Amber. »Das kannst Du vergessen, Du perverser Spann...« Der Schlag ging vom Halsband aus und durchzuckte Amber bis in die Zehenspitzen. Er nahm ihr Stimme, Atem und fast die Besinnung. Ambers Knie knickten ein.

Mit dem Gefühl, einen starken Stromstoß erhalten zu haben (was recht genau den Tatsachen entsprach), rappelte sich Amber wieder auf und verbot sich, loszuheulen. Jetzt glaubte sie, den Sinn des Halsbandes ohne Verschluss erkannt zu haben.

»Du wolltest eine Leistung und ich nannte Dir den Preis. Statt ihn zu akzeptieren, wurdest Du unverschämt und beleidigend. Das ist Deine zweite Lektion: Fehlverhalten wird bestraft. Hier gibt es keine Tricks, keine Kniffe, keine faulen Kompromisse und keine Geheimnisse. Alles liegt offen, alles ist fair und konsequent. Nichts bleibt verborgen.«

»Wenn ich mein Shirt nicht in die Schublade lege, muss ich verdursten. Das soll ›fair‹ sein?«

»Etwas Lebenswichtiges gegen etwas, das für Dich in Deiner derzeitigen Lage vollkommen entbehrlich und überflüssig ist? Das ist *absolut* fair!«

»Mitspracherecht bei dem, was ›entbehrlich‹ sein soll, habe ich wohl nicht, oder? Ist das ›fair‹?« Amber hoffte, damit nicht wieder »unverschämt« zu sein. Noch einen derartigen Stromschlag wollte sie unter allen Umständen vermeiden.

»Hatte Fabienne Moore ein Mitspracherecht, als Du und Deine verwöhnten, nichtsnutzigen ›Freundinnen‹ ihr den Spitznamen ›Fatty‹ verliehen haben?«

»Ist das hier eine Rachennummer? Hat Fatt... Fabienne etwas damit zu tun? Geht es darum? Deshalb die ›Lektionen‹? Soll ich hier ›geläutert‹ werden? Hey, junge Frauen sind so. Die sind grausam und gemein. Fabienne hatte eben das Pech, ihre Naschlust nicht im Griff zu haben. Deshalb sperrt man doch niemanden in einen Kerker und versetzt ihm Stromstöße!« Die Stimme reagierte nicht. »Jaja, kein Quiz, ich weiß«, stellte Amber nach einer Weile genervt und resignierend fest.

Dann antwortete die Stimme doch noch: »Sie hatte dieses Pech. Du hattest das Pech, Dich erwischen zu lassen und jetzt bist Du hier. Du denkst, weil Du hübsch und reich bist, hättest Du die Kontrolle. Das ist jetzt vorbei. Du willst trinken? Dann bezahle!«

Niemals hätte Fatty Moore den Mut und die Möglichkeiten, eine derartige Sache abzuziehen, dachte Amber. Nein, hier steckte mehr dahinter als eine beleidigte Mitschülerin. Was sollte sie tun? Der Kerl würde es nicht darauf ankommen lassen, dass sie dehydrierte. Vorher würde er sie mit Stromstößen einfach zwingen, denn offenbar konnte er einen Mechanismus in dem verdammten Halsband fernsteuern. So oder so – er würde den »Preis« bekommen.

Amber zog sich das Shirt über den Kopf und legte es in die Schublade.

Diese schloss sich und wurde nur kurze Zeit danach wieder in den Raum geschoben.

Diesmal war sie nicht leer. Eine Flasche lag darin.

Amber griff danach und trank. Es schmeckte köstlich und sie zwang sich, kleine, disziplinierte Schlucke zu machen, wie sie es vom Sport gewöhnt war.

»Was passiert, wenn ich Hunger bekomme?«

Sie hätte sich die Antwort selbst geben können. »Dann nenne ich Dir den Preis für das Essen.«

»Und wenn ich nichts mehr zum Ausziehen habe?«



»Ich werde keinen Preis verlangen, den Du nicht bezahlen kannst. Das wäre unfair.«

Amber schnaubte verächtlich, aber verkniff sich eine Bemerkung, denn der Schmerz aus dem Elektroschocker um ihren Hals war noch recht gegenwärtig. »Was kostet eine Salami-Pizza?« In ihrer Lage wäre es wohl Ambers letzte Idee gewesen, einen gesunden Salat zu verlangen. Die Art der »Bezahlung«, so fand sie, rechtfertigte eine richtig fette Pizza allemal.

»Schuhe und Socken.«

»Und ohne Salami? Nur die Schuhe?«

Die Schublade, die sich gerade erst geschlossen hatte, ging wieder auf. Irgendetwas an diesem bizarren Szenario erinnerte Amber an ein Märchen aus Kindertagen, doch sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr an den Namen der Geschichte erinnern. »Moment! Ein Stuhl! Was kostet ein Stuhl? Ich will nicht im Stehen essen.«

»Die Hose.«

»Wenn ich Schuhe, Socken und Hose in die Schublade lege, bekomme ich dafür also eine Salami-Pizza und einen Stuhl? Was bekomme ich für eine leere Flasche?«

Statt einer Antwort schloss sich die Schublade. Die Stimme hatte wohl keinen Sinn für Humor.

»Hey! Okay! Hier!« Amber zog sich die Laufhose von der Hüfte. Sie wollte wissen, wie der Kerl es schaffen würde, einen Stuhl durch die Schublade zu transportieren.

Die Schublade ging auf. Amber legte die Hose hinein. Und die Flasche. Die Schublade ging zu.

Amber wartete. Nichts passierte. »Nicht einmal Flaschenpfand?« Sie murmelte es nur leise. Das erschien ihr ungefährlicher.



Dann ging plötzlich das Licht aus. In dem Raum war es so stockdunkel, dass Amber rein gar nichts mehr sehen konnte. Sie hörte ein schabendes Geräusch, konnte aber die Richtung nicht ausmachen, aus der das Geräusch kam. Nach wenigen Sekunden wurde es wieder hell.

Amber musste kurz blinzeln und sah dann den Stuhl.

Er hatte wohl nicht ganz durch die Schublade gepasst. Also machte Amber sich erneut auf die Suche nach einer Tür und konzentrierte sich dabei auf den Bereich hinter dem Stuhl. Sie fand ... nichts.

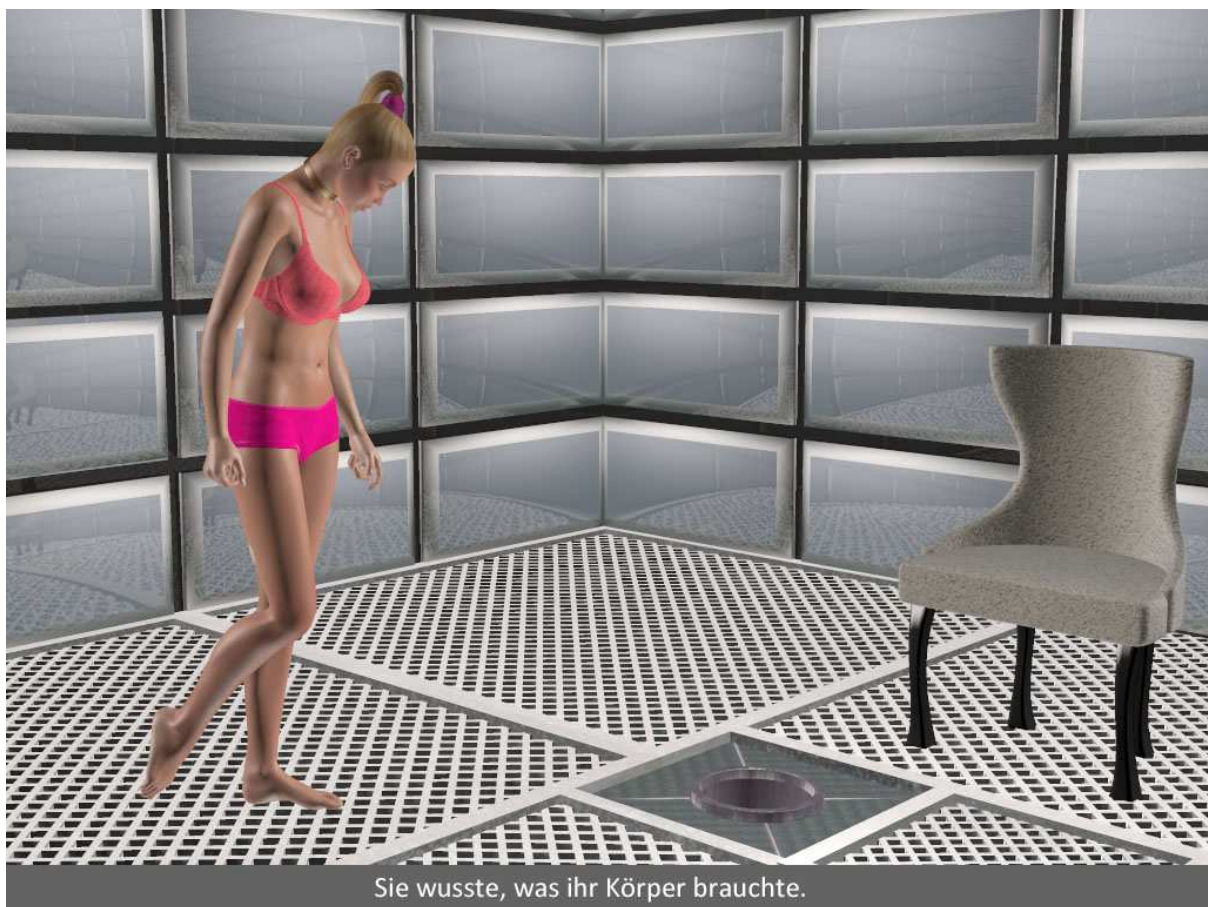
Mit knurrendem Magen setzte sie sich auf den Stuhl und fing an, ihre Schuhe auszuziehen.

Die Schublade ging auf. Damit war es erwiesen: Amber wurde beobachtet. »Was kostet Privatsphäre? Hey! Wie viel? Den Slip?«

»Deine nächste Lektion«, antwortete die Stimme. »Es gibt Dinge, die Du Dir nicht leisten kannst und Mommy und Daddy sind nicht hier, um sie Dir zu kaufen. Lerne, Deine Möglichkeiten einzuschätzen und Deine Wünsche diesen Möglichkeiten anzupassen!«

»Das ist doch Bullshit!« Der Schock streckte Amber nieder, während sie sich gerade die zweite Socke vom Fuß zog. Nachdem sie sich davon erholt hatte, meinte sie mit brüchiger Stimme: »Zum Leben gehört aber auch, dass man seine Möglichkeiten verbessert. Habe ich dazu hier eine Chance?« Sie war stolz, immer noch keine Träne geweint zu haben, aber sie brauchte dafür so viel Disziplin wie für das Absolvieren einer Marathonstrecke.

»Gute Frage. Du bist ein kluges Mädchen. Du wirst sehen ... und lernen. Deine Pizza dauert ein paar Minuten.« Die Schublade mit Ambers Schuhen und Socken darin glitt zurück in die seltsame Wand. Amber hatte keinen Appetit mehr, aber sie musste essen, um ihre Gefangenschaft durchzustehen. Sie wusste, was ihr Körper brauchte.



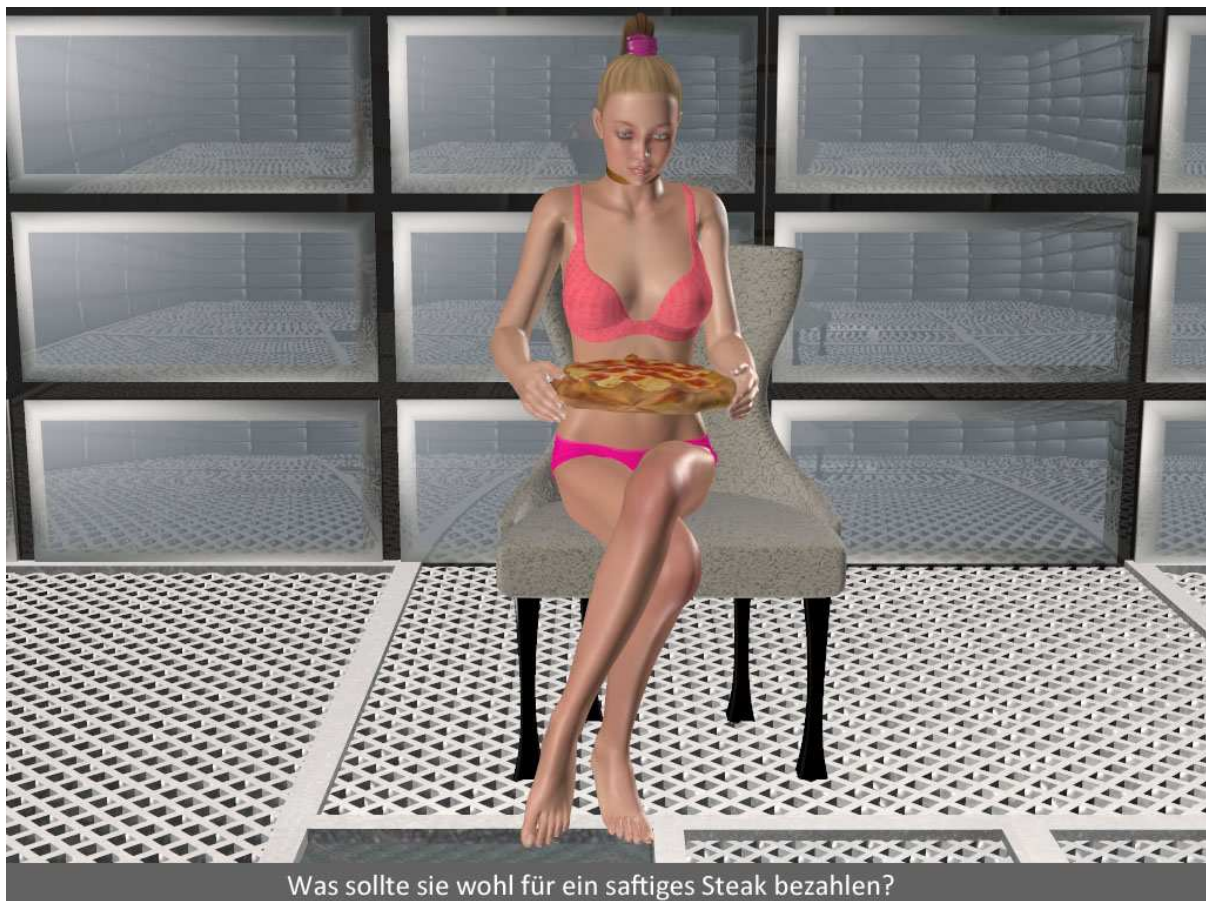
Sie wusste, was ihr Körper brauchte.

Sie setzte sich auf den gar nicht so unbequemen Stuhl und ärgerte sich über sich selbst. Warum war sie bloß so dumm gewesen, sich einen Stuhl zu »kaufen«, statt erst einmal nachzudenken, was sie möglicherweise noch dringender benötigte: Ein Bett oder eine Matratze?!

Irgendwann würde sie müde werden und sich hinlegen müssen, denn mit einer Freilassung vor diesem Zeitpunkt war wohl kaum zu rechnen. Auf eine Matratze hätte sie sich setzen können, aber auf dem Stuhl würde sie keinen Schlaf finden – jedenfalls nicht, ohne sich zu verrenken und danach einen ganzen Tag darunter zu leiden. Nach der perfiden Logik ihres Entführers standen ihr nach der »Vergeudung« für den Stuhl nur noch zwei »Zahlungsmittel« zur Verfügung: BH und Slip.

Andererseits ... war es denn nicht längst ausgemachte Sache, dass sie in Kürze nackt der Beobachtung ausgeliefert sein würde? Diente dieser Unfug mit dem »Bezahlen« denn einem anderen Zweck, als sie auf perfide Weise zu quälen und zu demütigen? Sollte sie sich womöglich gleich komplett ausziehen, um dem Kerl diesen grässlichen »Spaß« zu verderben?

Amber versuchte, sich in das Unausweichliche zu fügen, aber beschleunigen wollte sie ihr Schicksal nicht. Davon abgesehen waren ihr Freiheit und Selbstbehauptung wichtiger als das Schamgefühl. Die Freiheit war weit weg, doch die Selbstbehauptung schien noch kein vergebliches Streben zu sein. Amber beschwor sich selbst, den Verstand zu gebrauchen. Sie musste mehr über ihren Kidnapper und die Umstände ihrer Entführung erfahren. Hungrig würde sie diese Höchstleistung nicht schaffen. Zum Glück kam die Pizza schnell. Bei ihrem Anblick stellte sich sogar wieder ein wenig Appetit ein. Amber würde dieses Martyrium nur überstehen, wenn sie in guter körperlicher Verfassung wäre. Dies hier würde sicher ihr schwerster Marathon werden. Was sollte sie wohl für ein saftiges Steak bezahlen?



Was sollte sie wohl für ein saftiges Steak bezahlen?

Etwa die Hälfte der Pizza schaffte Amber. Dann fiel ihr ein weiteres Problem auf. »Hey, Herr Entführer! Wie soll ich Sie eigentlich nennen? Wie ist das hier mit einer Toilette. Muss ich dafür auch ›bezahlen‹? Bekomme ich dann Kack-Wertmarken oder wie läuft das?«

Keine Antwort.

Amber schaute verdrossen auf das Rohr im Fußboden. »Hey! Was kostet Klopapier?« Wütend warf sie den Rest der Pizza in das Loch. Dann lief sie wie ein gefangenes Tier im Kreis über die Stahlgitter. »Bringt Dir das Befriedigung? Wolltest Du mal Deinen ganz eigenen Big-Brother-Container? Fühlt man sich mächtig, wenn man bequem vor der Glotze hängt und sein Opfer langsam strippen lässt, bis es sich irgendwann hinhocken muss? Was gibt Dir das? Hey! Hallo! Arschloch, ich rede mit Dir!«

Diesmal war Amber fast stolz, als der Schmerz sie niederstreckte. Mochte der Kerl ihr auch Kleider und Intimsphäre rauben – sie war dennoch stärker und besser als der.

Nach einer Weile meldete sich die Stimme wieder. »Es geht hier nicht um mich. Es geht um Dich. Du kannst über mich denken, was Du willst, aber Beleidigungen sind Dir nicht erlaubt. Zu Deiner Information: Du bist nicht zu meinem Vergnügen hier.«

»Wenn Dir das keinen Spaß macht, dann lass es doch einfach! Sag mir wenigstens, wie ich Dich ansprechen soll!« Das hatte Amber in einem Vortrag an der Schule gelernt: Wenn Gegenwehr nicht half, keine Hilfe zu organisieren war und der Täter alle Trümpfe in der Hand zu halten schien, musste man versuchen, einen Bezug herzustellen. Die Sache sollte »persönlich« werden. Dann stiegen die Überlebenschancen für das Opfer.

»Du kannst mich ›Meister‹ nennen«, antwortete die Stimme.

Wie überaus originell! Amber sprach es nicht aus. »Okay, Meister ... äh ... ein Name wäre noch schön.«

»Das ist nicht nötig. Willst Du noch ein Getränk? Du hast ja schon dafür bezahlt.«

»Soll das heißen, dass ich jetzt auch Essen bekomme, ohne mich weiter ausziehen zu müssen?«

»Ja. Sofern es Salami-Pizza ist. Eine weitere Lektion: Plane Deine Investitionen sorgfältig.«

»Was? Geht es darum? Ist das hier eine Art Ökonomie-Seminar für Dummies? BWL auf die harte Tour? ›Wie schaffe ich einen guten Handel, ohne mich nackt zu machen?‹ Darf ich bitte lieber ›Soziales Heilen durch Gruppenkuscheln‹ studieren?«

Schweigen. »Meister« verstand wirklich keinen Spaß. Amber ging davon aus, nach dieser traumatischen Erfahrung ihr Leben lang keine Salami-Pizza mehr genießen zu können. Naja, dachte sie, es gab wirklich gesündere Ernährung. Blue Energy hatte sie also auch frei. Dann kostete Kaffee sicher extra. Wie sollte sie das mit nur noch zwei Kleidungsstücken auf die

Reihe bekommen? Es wurde langsam Zeit, dem Unausweichlichen ins Auge zu schauen.

»Was kostet ein bequemes Bett?«

Keine Antwort.

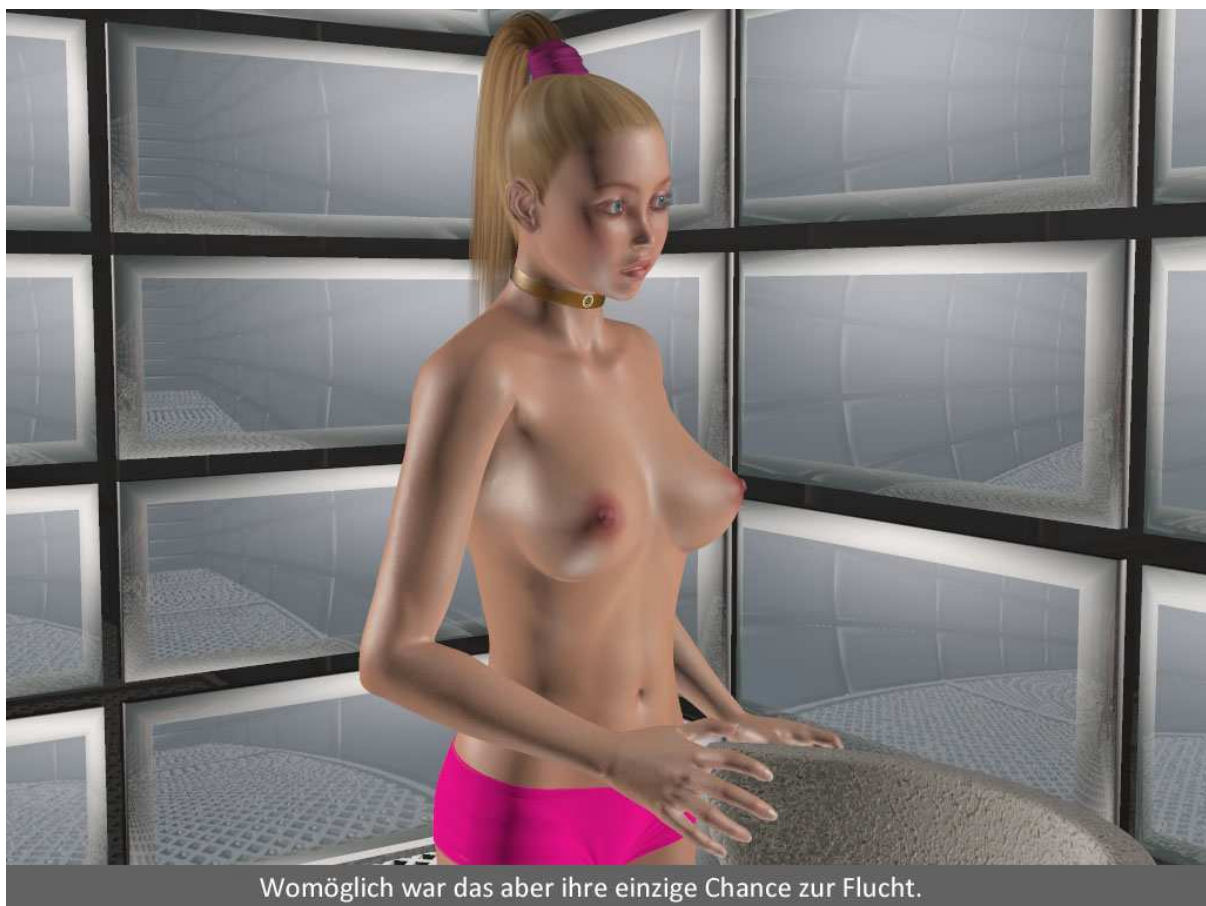
»Was kostet ein bequemes Bett, *Meister*?«

»Den BH.« Die Schublade ging auf.

»Nicht zu Deinem Vergnügen, hm? Bekomme ich für Zweifel auch Elektroschocks?«

Offenbar nicht, dachte Amber, als das verfluchte Halsband nicht aktiviert wurde. Sie öffnete den Verschluss, zog sich den BH von den Schultern und legte ihn in die Lade.

Sie konzentrierte sich und bewegte sich an die Stelle, von der sie glaubte, dass sich dort eine nur von außen zu öffnende Tür befand. Wenn das Licht ausgehen würde, wollte sie in diese Richtung springen. Das Risiko, sich dabei böse zu verletzen, würde Amber eingehen. Womöglich war das aber ihre einzige Chance zur Flucht.



Das Licht ging nicht aus.

Stattdessen wurde die Schublade geöffnet.

Darin lag eine zusammengerollte Matratze.

»Kopfkissen kostet wohl extra, oder?« Amber versuchte, verächtlich zu klingen, aber diesmal konnte sie nicht mehr verhindern, dass eine Träne den Weg aus ihrem Auge über die Wange fand. Zu groß war die Frustration darüber, dass dieser »Meister«-Kerl eindeutig am längeren Hebel saß. Er hatte Amber in seiner Gewalt, konnte alles sehen, was sie tat und war jederzeit in der Lage, ihr Schmerz zuzufügen. Hatte Amber sich jemals darüber aufgeregt, wenn ihre Mom sie kontrollierte? Das war wohl im Vergleich hierzu total harmlos gewesen. Wie sollte sie das länger als einen Tag ertragen? Andererseits hatte sie durchaus eine Ahnung davon, was Menschen zu ertragen in der Lage waren, um einfach nur zu überleben. Sogar Amber, gutaussehend, beliebt und verwöhnt (materiell), konnte sich davon eine Vorstellung machen. Sogar hier, in dieser Zelle, konnte sie essen, trinken und im Trockenen schlafen. Millionen Menschen hätten sie darum beneidet. Was bedeutete es dagegen schon, mit nackten Brüsten herumzulaufen? Andernorts war das vollkommen normal.

Und Freiheit? War sie denn bisher »frei« gewesen?

Diese Gedanken trieben sie um (und verhinderten, dass der ersten Träne weitere folgten), als sie die Matratze auf dem Gitterboden ausrollte. »Soll ich wirklich für ein Kopfkissen mit meinem Höschen bezahlen, ... Meister?«

»Das wäre ja Wucher«, antwortete die Stimme. Es war keine Erheiterung darin zu hören. »Dein Haarband.«

Amber fühlte sich regelrecht erleichtert. Die Schublade öffnete sich und sie löste schnell das Band, mit dem sie ihr Haar zu einem für das Laufen praktischen Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Das Kissen kam schon nach wenigen Sekunden.

»Ein Buch wird mir bestimmt zu teuer«, meinte Amber in Anspielung auf ihr letztes Kleidungsstück, »aber gegen Langeweile würde es helfen, wenn wir uns unterhalten. Wie wäre es, Meister, wenn Du mir erklärst, was das hier alles wirklich soll. Es geht nicht oder nicht nur um Lösegeld und Du behauptest, Dich nicht dabei zu vergnügen, wenn ich vor Dir mit den Brüsten wackle. Das kann ich zwar nur schwer glauben, aber ich würde gern mehr wissen – nicht als ›Quiz‹, sondern einfach zur Unterhaltung. Schließlich verbringen wir hier gerade viel Zeit ... äh ... irgendwie ›miteinander‹, oder?«

»Du bist nicht hier, um Dich zu unterhalten. Ich habe nicht gesagt, dass ich den Anblick Deiner hübschen, spitzen Brüste nicht vergnüglich finde. Ich habe gesagt, dass er nicht meinem Vergnügen dient. Du bist nicht zu meinem Vergnügen hier. Du bist hier, um zu lernen.«

»Ich soll lernen, dass alles, was ich will, mich etwas kostet? Sehe ich aus wie ein Neugeborenes? Oder wie ein bisschen oberdoof?«

»Der Begriff ›Neugeborenes‹ trifft es ganz gut.«

»Das soll hier so eine Art Umerziehung im Eiltempo werden? Wozu? Wofür?«

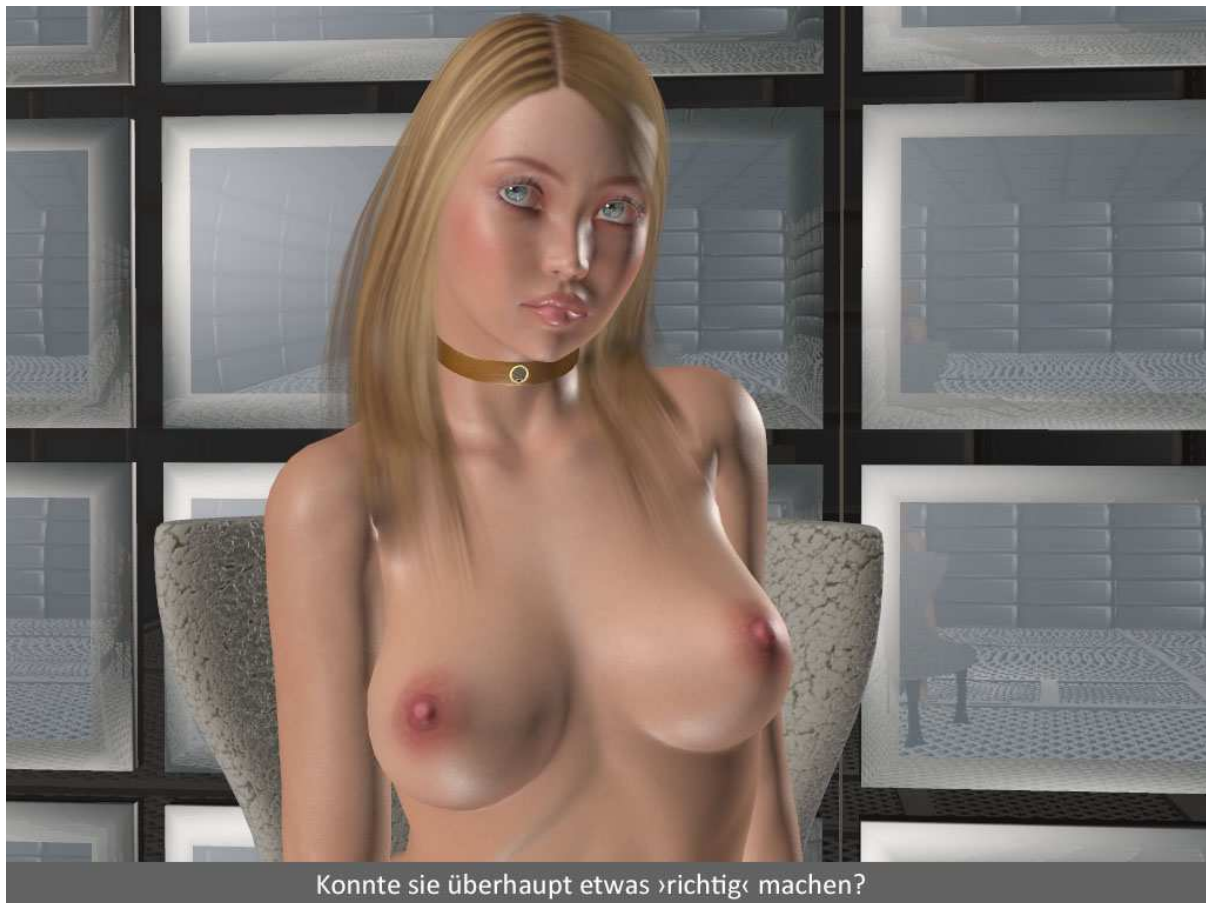
»Du hast behauptet, Du wolltest Dich unterhalten und machst doch wieder ein Quiz daraus. Du hast gelogen.«

Die Stimme schwieg.

»Hey! Meister! Es tut mir leid. Hallo!«

Keine Antwort.

Frustriert und genervt setzte sich Amber auf den Stuhl, über den sie sich wegen der Verschwendung eines Kleidungsstücks immer noch ärgerte. Der Kerl hatte ihr ein Kompliment wegen ihrer Brüste gemacht und Amber hatte sich, statt sich für ihre Blößen zu schämen, darüber sogar gefreut. Sie würde vorsichtig sein müssen, denn vom Stockholm-Syndrom hatte sie schon gehört. War es in ihrer Lage womöglich doch falsch, eine Beziehung zum Täter herstellen zu wollen? Konnte sie überhaupt etwas ›richtig‹ machen?



Amber beschloss, dass es am wichtigsten war, nicht durchzudrehen. Wie beim Laufen musste sie einen Fuß vor den anderen setzen, auf die Signale ihres Körpers hören und nur daran denken, es durchzustehen. Der Aufenthalt in dieser Zelle könnte lange dauern. Es hatte keinen Sinn und keine Erfolgsaussichten, sich auf eine Kurzstrecke einstellen zu wollen. Amber musste ihre Kräfte gut einteilen, sich nicht verausgaben und durfte nicht verkrampfen. Dann, so redete sie sich ein, hätte sie eine Chance, diesen schwersten Marathon ihres Lebens zu gewinnen.

Amber wusste nicht, wie lange sie in der Gewalt ihres Entführers bleiben würde. Sie versuchte, sich auf das Schlimmste einzustellen und hatte doch an diesem ersten Tag schon zwei schwere Fehler gemacht: Stuhl und Pizza. Der Stuhl hatte sie unnötigerweise ein Kleidungsstück gekostet und die Pizza hatte sie nun statt eines gesunden, nahrhaften und kräftigen Nahrungsmittels »frei«. Außerdem hatte dieser Fehler Spätfolgen, denn sie bekam zwar »gratis« eine weitere Flasche Blue Energy nach der durstmachenden Pizza, doch irgendwann spürte Amber ihre Blase überdeutlich ... und auch die Pizza würde demnächst verdaut sein. Sie beschloss, das Unausweichliche hinter sich zu bringen. Nachdem sich die Stimme für gefühlte Stunden nicht gemeldet hatte, sprach Amber ihren Entführer an: »Meister, ich brauche Toilettenpapier.«

»Das kostet Dein Höschen.«

Der Kerl würde sowieso alles sehen, wenn sich Amber über das Rohr hockte, dachte sie. Sie zog ihre »French-Style«-Unterhose aus und legte sie in die Schublade. Einen Moment lang versuchte sie noch, ihre Nacktheit zu verbergen, aber dann machte sie sich klar, dass es wohl keine Stelle in diesem Raum gab, die vor Beobachtung geschützt war. Immerhin war sie heilfroh, aufgrund der Unannehmlichkeiten bei ihrem letzten Waxing-Versuch und den beim Rasieren wohl unvermeidlichen Pusteln auf der zarten Haut ihrer Intimregion die weit verbreitete Mode der Totalenthaarung nicht länger mitgemacht zu haben. So hatte sie wenigstens die Illusion eines Schutzes vor Blicken, obwohl sie auch dort naturblond war und nie ganz auf das formgebende Rasieren und Zurechtstutzen ihrer Schamhaare verzichtet hatte. Das hätte sie als ungepflegt empfunden und es wäre undenkbar gewesen, dies beim Duschen ihren Mitschülerinnen zu offenbaren. Sie war selbst nur zu oft beim kollektiven Spott gegen »Schlampen« dabei gewesen.

Wie weit »Modefragen« und Gruppenzwänge in diesem Moment entfernt waren, wurde Amber schlagartig klar. Das konnte sie sich nun ebenso wenig leisten wie Schamgefühl. Hier, in dieser Zelle, gab es keine »Moden«, keine In- oder Outsider und keine Resonanz. Hier gab es nur sie selbst und den Kerl, der sie in seiner Gewalt hielt. Sollte der sich doch an ihrer Nacktheit erfreuen! Davon durfte sich Amber auf keinen Fall weiter verunsichern lassen, nahm sie sich vor. Sie war kein schwächerer Mensch, wenn sie nackt war. Ihr Entführer war der Schwächling.

Jedenfalls versuchte sie, sich das einzureden.

Obwohl sie das Papier schnell bekam, hielt sie ein, so lange es ging, weil sie Kraft sammeln wollte, um sich zu dem Unvermeidlichen überwinden zu können. Sie wollte dabei nicht weinen und nach Möglichkeit nicht einmal erröten. Wieso eigentlich, fragte sie sich selbst, machen Menschen aus einer derart natürlichen Angelegenheit so ein Brimborium? Man isst doch auch nicht heimlich oder schämt sich, wenn man trinkt! Warum ist der andere Weg so voll von Tabus?

Es ist natürlich, es zu tun, sagte sich Amber. Es könnte sogar natürlich sein, dabei zuzusehen. Unnatürlich ist, das Zusehen zu erzwingen. Nicht sie hatte Grund, sich zu schämen, sondern der Entführer. Womöglich wollte der ja gar nicht spannen? Warum dann aber dieses Loch?

Einen Moment lang stand sie noch unschlüssig im Raum, während der Druck immer stärker wurde. Wie lange würde sie das aushalten? Warum quälte sie sich selbst?



Schließlich wurde der Druck zu stark und Amber hockte sich über das Abflussrohr. Erleichtert stellte sie fest, dass das Rohr so lang sein musste, dass nur die Tropfen zu hören waren, die seitlich an den Rohrwänden landeten. Den Pokal für geräuschloses Pissen hatte sie damit jedenfalls verdient, dachte sie. Da die Pizza noch nicht verdaut war, reinigte sie sich mit dem Papier und richtete sich auf. »War das wirklich nötig, »Meister«?«

Keine Antwort.

»Okay, es tut mir leid. Würdest Du an meiner Stelle nicht auch Deinem Entführer Löcher in den Bauch fragen? Das ist doch wohl natürlich! Hey, Du könntest mir auch einfach etwas über Dich erzählen! Was machst Du, wenn Du gerade mal keine nackten Mädchen gefangen hältst? Bist Du ein treusorgender Familienvater? Gehst Du zum Sonntagsgottesdienst? Bist Du ein Freak, der das Tageslicht scheut? Wenn Du etwas erzählen würdest, müsste ich nicht ständig fragen. Du siehst mich nackt, kannst mir beim Pinkeln zuschauen – das ist doch schon eine Menge Nähe ... jedenfalls äußerlich. Du machst eine Einbahnstraße daraus. Gib

mir doch die Chance, Dich auch ein wenig kennenzulernen! Du musst ja nicht gleich nackt hier auftauchen.«

Keine Antwort.

»Das nervt. Bist Du überhaupt noch da, Meister?«

»Ja.«

Ambers Seufzer der Erleichterung war tatsächlich echt. Der Gedanke, hier einfach vergessen zu werden und doch noch verhungern oder verdursten zu müssen, war ihr in den letzten ... Stunden? Minuten? auch schon gekommen. »Was kostet eine Dusche? Ich habe zwar nichts mehr zum Ausziehen, aber Du kannst mich doch hier nicht verdrecken lassen, oder?«

Die Schublade ging auf.

»Fuck! Was soll ich denn jetzt ...?« Amber machte ein paar Schritte auf die Schublade zu. Sie war nicht leer. Ein Rasierer und eine Dose Rasierschaum lagen darin. »Reichen Achseln und Beine? Vermutlich nicht, oder?«

»Nein.«

»Ich bekomme davon immer so blöde Pusteln. Das sieht nicht wirklich schön aus.«

»Es ist ein besonders hautverträglicher Schaum. Der Rest ist eine Sache der Gewöhnung. Das Wasser läuft, wenn Du fertig bist.« In einer Ecke des Raums drehte sich eins der Paneele kurz unterhalb der Decke. Ein Brausekopf kam zum Vorschein. Durch die Bodengitter würde das Wasser problemlos abfließen.

»Stehst Du auf totalrasierte Mösen?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Das ist keine Quizfrage, aber ich würde gern wissen, warum Du das von mir verlangst, wenn es für Dich keine Rolle spielt.«

»Es gehört zu Deinen Pflichten.«

»Wieso denn, wenn es Dir egal ist? Wenn Du gar nicht so sehr auf Nacktschnecken stehst, ist das eine überflüssige ›Pflicht‹, oder? Du könntest mir das Duschen doch aus rein hygienischen Gründen ermöglichen.«

»Du hörst nicht zu. Es geht nicht um mich.«

»Schon gut. Was habe ich denn von dieser ›Pflicht‹?«

»Nacktheit. Nichts bleibt verborgen.«

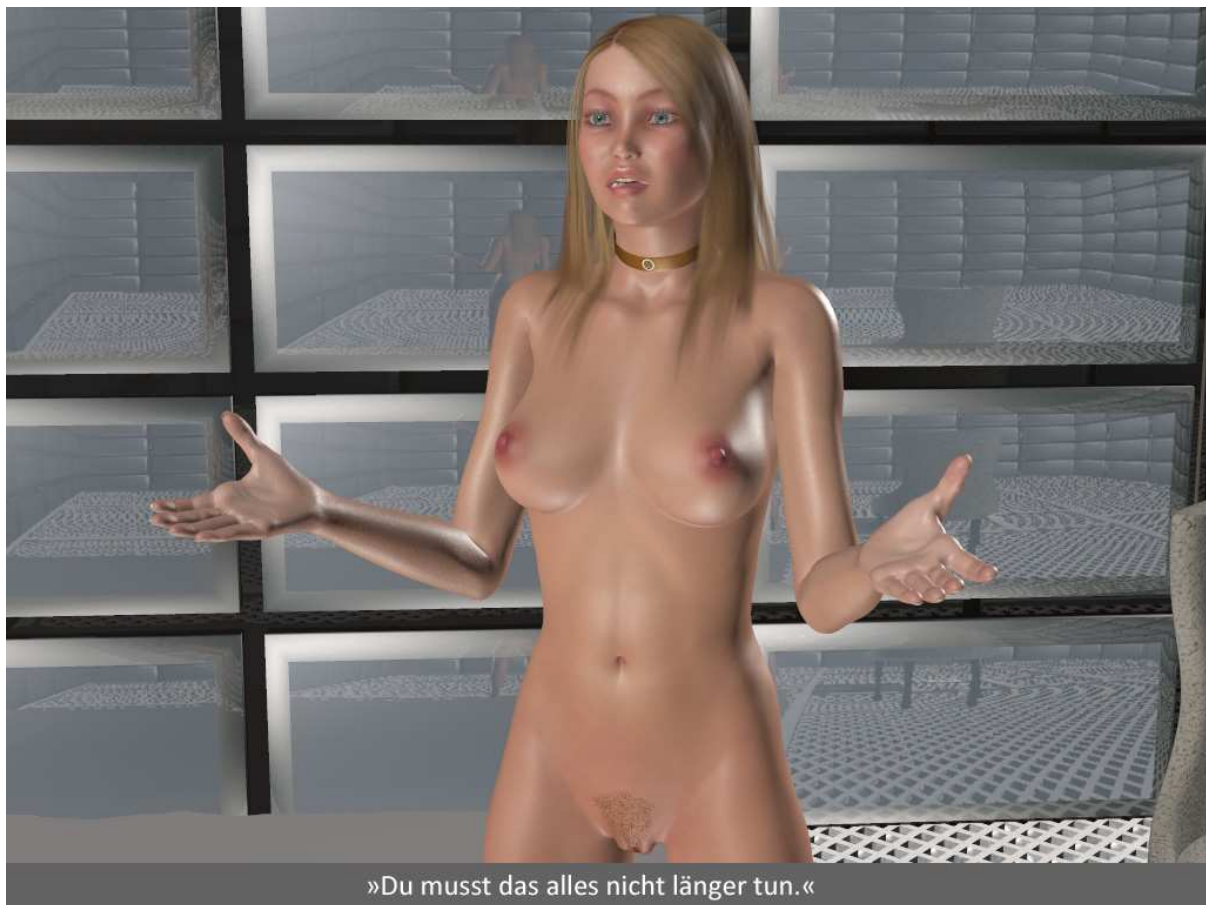
Der Kerl ist doch irre, dachte Amber. »Du hättest mich gleich nackt ausziehen können und manche Männer mögen es, Frauen untenrum zu rasieren. Warum lässt Du Dir das entgehen? Moment! Schon klar – weil es nicht um Dich und Dein Vergnügen geht. Warte! Ich soll es selbst machen ... ich soll mich entblößen. Warum? Du hast angeblich nichts davon. Ich finde es auch nicht gerade beglückend. Wem gefällt das? Hm?«

Die Stimme schwieg.

Ambers Verdacht, es nicht mit einem Einzeltäter zu tun zu haben, entstand mit den kryptischen Worten ihres Entführers und wuchs immer mehr. »War das Deine Idee, mich zu entführen, Meister? Diese Strip-Deals und diese ganze Nackt-Sache – ist das *Dein* Plan?«

Die Antwort ließ auf sich warten. Als sie schließlich doch noch kam, hätte Amber nicht überrascht sein müssen, doch es war wie ein Schock: »Nein.«

Amber fühlte sich, als wäre das Halsband gerade aktiviert worden. »Machst Du das für Geld? Ich biete Dir die doppelte Summe für meine Freilassung – egal, was man Dir bezahlt. Hey, ich habe Dich nie gesehen. Ich werde Dich nicht verraten können. Lass mich einfach hier raus! Oder gib meinem Dad die Nummer eines Kontos auf den Kaymans und lass mich nach dem bestätigten Geldeingang frei! Du musst das alles nicht länger tun.«



Die Stimme antwortete sofort: »Du glaubst immer noch, dass Du mit Geld alles kaufen kannst, nicht wahr?«

»Das würdest Du doch an meiner Stelle auch tun, oder? Wenn es nicht um Geld geht, dann sag mir, was ich sonst tun kann! Willst Du Sex? Dann komm und bediene Dich! Ich werde mich nicht wehren ... oder doch, wenn Dir das Spaß macht. Sag mir einfach, was ich tun kann, um das hier zu beenden!«

»Das ist die nächste Lektion: Es gibt absolut nichts, was Du tun kannst, um ›das hier‹, wie Du es nennst, zu beenden. Was Du tun kannst, ist kooperieren. Das wird Dir Schmerzen und Unannehmlichkeiten ersparen. Du kannst tun, was Du ohnehin beherrscht: Du kannst Dich anpassen und Dich in dem Rahmen, den man Dir gibt, entwickeln.«

»Du bist nicht meine Eltern oder die Schule. Warum sollte ich mich an Deine ›Lektionen‹ halten?«

»Aus den gleichen Gründen – weil Du von mir abhängig bist und ich die Macht über Dich habe. Deine Eltern haben Dich zu einer verwöhnten Göre erzogen, die Schule hat Dir das ›Können‹ vermittelt, Schwächere in die Schranken zu weisen. Hier wirst Du Deine Stärken kennenlernen. Du bekommst eine zweite Chance. Nutze sie!«

»Bist Du der Hausmeister eines perversen Sozialarbeiters? Was ist Deine Motivation, mir das anzutun?«

»Das wirst Du erfahren, wenn Du gelernt hast, es zu verstehen.«

Amber war der Verzweiflung nahe. Dieser Kerl war ein williger Helfer, ein Lakai. Wessen, das konnte Amber einfach nicht in Erfahrung bringen. Was trieb diesen Mann an, wenn ihm ein Haufen Geld so egal war, wie es den Anschein hatte und nicht einmal die Aussicht auf Sex von Interesse schien?

»Gehörst Du zu einer Sekte? Ist das ein religiöses Ding? Reinigung durch Schmerzen oder so ein Zeug, mit dem Irre ihre Opfer quälen und dabei so tun, als täten sie ein ›gutes Werk‹? Bist Du eine Art moderner Inquisitor und lebst unter religiösen Vorwänden Deinen Sadismus aus oder Deine Allmachtsphantasien, indem Du Dich auf irgendwelche eingebildeten ›höheren Mächte‹ berufst?« Amber riskierte einen erneuten Elektroschock, aber irgendwie wollte sie noch nicht aufgeben und den Kerl aus der Reserve locken.

Sie scheiterte.

»Mit Religion hat das nichts zu tun. Nur Leute, die Dein eigenständiges Denken verhindern wollen, damit Du ihnen dienlich und nützlich bist, benutzen Spiritualität, um Dich zu täuschen. Wie ich Dir schon sagte, geht es hier ehrlich und fair zu. Du wirst gehorchen, weil Du machtlos bist. Dir wird nicht vorgegaukelt, dass Du einem ›höheren Zweck‹ dienst, wenn Du tust, was Dir befohlen wird.«

»Komme ich hier raus, wenn ich tue, was mir befohlen wird?«

»Natürlich. Das sagte ich Dir doch schon.«

Hatte er das gesagt? »Okay. Das habe ich doch bis jetzt schon gemacht. Ich habe brav bezahlt und versuche nicht einmal, meine Blößen zu bedecken. Ich tue, was Du sagst und zeige Dir, was Du sehen willst.«

»Das machst Du, um ›hier herauszukommen‹. Das ist doch klar. Du hast noch nicht begriffen, dass es dazu keine Alternative gibt. Du schätzt Deine Lage immer noch vollkommen falsch ein. Du musst noch viel lernen.«

Der Mann reagierte nicht mehr auf Ambers Versuche, das Gespräch fortzusetzen. Frustriert und reichlich hoffnungslos ließ sie sich auf die Matratze sinken.



Frustriert und reichlich hoffnungslos ließ sie sich auf die Matratze sinken.

Irgendwann legte sie sich hin und hörte schließlich auf, sich das Hirn zu zermartern, weil Müdigkeit und Erschöpfung ihr die Kraft raubten.

Weinend schlief Amber ein, noch bevor das Licht ausging.

Als sie ohne jedes Zeitgefühl erwachte, war es stockdunkel in der Zelle. Amber ertastete sich den Weg zum Rohr und war heilfroh, ihren Darm in völliger Dunkelheit entleeren zu können. Das Säubern erwies sich zwar als schwierig, aber irgendwie schaffte Amber es ohne Licht.

Als dieses viel später eingeschaltet wurde, fügte sich Amber in ihr Schicksal, griff nach Schaum und Rasierer, die sie am Vortag aus der Schublade entnommen hatte und rasierte

Achseln und Beine nach. Um in den Genuss einer Dusche zu kommen, blieb ihr keine Wahl, als danach ihren Intimbereich einzuschäumen. Vorsichtig rasierte sie ihr gepflegtes Schamhaar ab und achtete darauf, wirklich jedes Härchen auch an den schwer erreichbaren Stellen zu entfernen. Ohne Wasser musste sie besonders vorsichtig sein, aber schließlich schien der Kerl mit dem glatten Ergebnis zufrieden zu sein, denn die Schublade wurde geöffnet. Ein Stück Seife, ein Shampoo, ein Handtuch, Zahnpasta, Zahnbürste und ein After-Shave für den weiblichen Genitalbereich lagen darin.

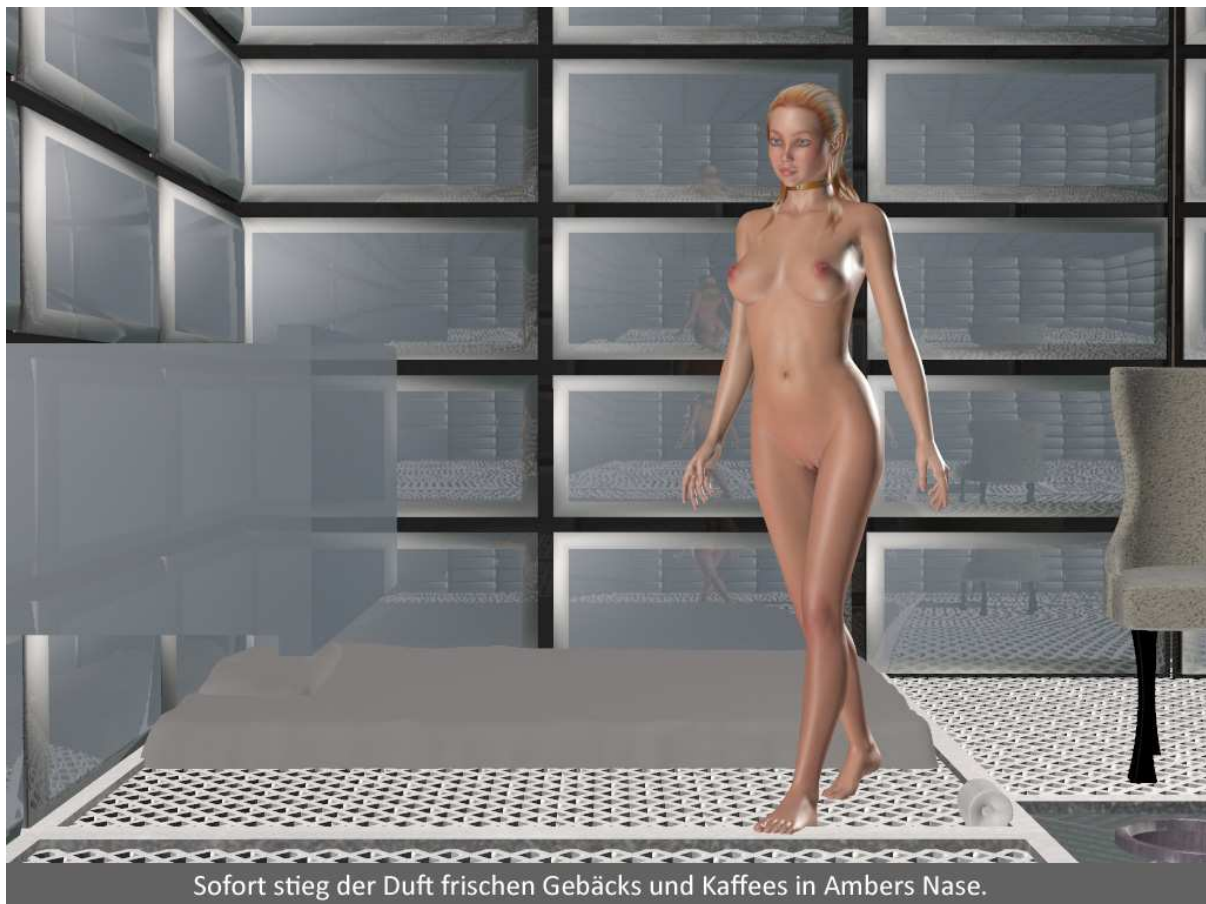
Dann erwachte der Duschkopf in der anderen Ecke des Raumes zum Leben.

Amber wusch sich gründlich, fühlte sich danach erfrischt und hoffte, einen weiteren Tag in der Zelle des Wahnsinns überstehen zu können. »Was kosten ein Croissant, ein Becher Joghurt und eine Tasse Kaffee, Meister?«

Keine Antwort. War er noch vom Vortag beleidigt?

Amber frottierte sich ab und ließ ihr Haar an der Luft trocknen. Irgendwann musste es doch ein Frühstück geben!

Sie erschrak fast, als nach einer Weile die Schublade doch noch aufging. Sofort stieg der Duft frischen Gebäcks und Kaffees in Ambers Nase.



Das Frühstück befand sich nicht allein in der Schublade.

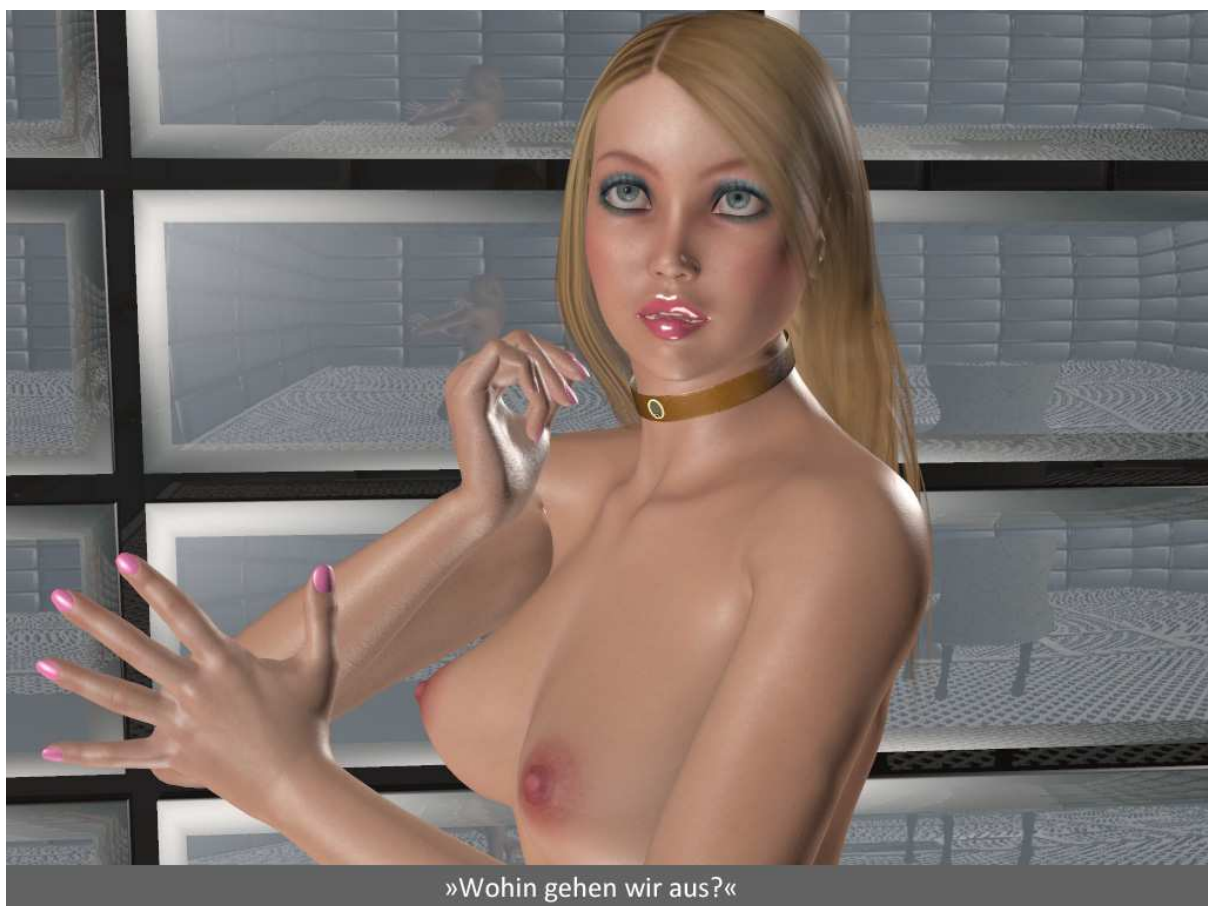
Neben dem Kaffee befanden sich Lippenstift, Gloss und Nagellack, Mascara, Eye-Liner und ein Lidschattenset lagen beim Joghurt und zum Croissant hatten sich Make-Up-Puder und Rouge gesellt.

»Muss ich das Schminkzeug bezahlen oder ist das die Bezahlung fürs Frühstück?«

Keine Antwort. Dann war es wohl die Bezahlung, hoffte Amber und ließ sich das Frühstück schmecken. Es tat ihr ausgesprochen gut und trug dazu bei, dass sie sich wieder stärker fühlte. Letzteres passierte normalerweise auch, wenn sie sich zurechtgemacht hatte, aber einerseits benutzte sie sonst viel dezentere Farben und andererseits gab es ihr keine Stärke, gut geschminkt und gleichzeitig splitternackt (und haarlos vom Hals bis zu den Zehenspitzen) zu sein.

Dennoch gab sie sich Mühe und benutzte die glänzende Oberfläche der Paneele als Spiegel. Das funktionierte zufriedenstellend, wenngleich es eine gefühlte Ewigkeit dauerte.

»Fertig, Meister. Wohin gehen wir aus?«



»Wenn Du so weitermachst, wie Du den heutigen Tag begonnen hast, wirst Du diesen Raum bald verlassen.«

»Ich bin bereit, zu kooperieren. Ich mache, was Du verlangst.«

»Wir werden sehen. Noch ist Dir Deine Lage nicht bewusst. Das wird sich bald ändern. Genieße Deinen letzten freien Tag! Morgen beginnen wir mit Deiner Ausbildung.«

»Welche Ausbildung? Wozu?«

Keine Antwort. Die Stimme schwieg, bis Amber nach Stunden voller Kopfzerbrechen und Untätigkeit erneut Hunger bekam und den Preis für ein Mittagessen erfragte. »Ein Steak wäre schön.«

»Es gibt Gemüse Eintopf. Du wirst mir dafür den peinlichsten Moment Deiner letzten drei Jahre erzählen. Wenn Du mich belügst, werde ich die Intensität Deines Halsbandes erhöhen und Du erlebst Schmerzen, die Du Dir jetzt noch gar nicht vorstellen kannst. Die Bestrafung erfolgt, wenn ich von Deiner Lüge erfahre. Also riskiere besser nicht, dass ich Dich irgendwann beim Lügen erwische.«

»Das klingt für mich, als sollte ich nach meinem Körper jetzt meine Seele nackt machen.«

»Willst Du essen?«

»Ich muss überlegen.«

»Wenn Du den Hunger aushältst, dann lass Dir ruhig Zeit!«

Amber rümpfte ihre Nase, aber verzichtete auf eine bissige Bemerkung. Dabei fiel ihr auf, wie schnell der Kerl (oder das Halsband) sie bereits konditioniert hatte. »Okay. Vor zwei Jahren gab es eine Party. Da war dieser Junge, Ted. Keine Ahnung, wer den eingeladen hatte. Jedenfalls ging Ted gar nicht. Er hatte noch Pickel und trug immer diese scheußlichen Nerd-Pullunder. Naja, ich hatte etwas getrunken und fand es irgendwie cool, mich mit Ted zu unterhalten. Er war sogar witzig und ... nett. Wir tranken weiter und quatschten und es war wirklich lustig und so. Das war in einer Ecke neben dem Balkon zu irgendeinem Schlafzimmer. Wir waren da die ganze Zeit allein und irgendwann hatte ich Teds Lippen in meinem Gesicht. Ich weiß nicht mehr, warum, aber ich habe den Kuss wohl erwidert und in diesem Moment kam Thelma Robertson, ein Mädchen aus der damaligen Clique, auf den Balkon, um einen Joint zu rauchen und sah mich knutschend mit einem unmöglichen Nerd. Ich wäre am liebsten im Boden versunken und es dauerte echt lange, meinen Ruf halbwegs wiederherzustellen.«

»Das ist wirklich peinlich, wenn man derart abhängig von der Meinung irgendwelcher Highschool-Schnepfen ist. Ich akzeptiere die Bezahlung. Dein Eintopf kommt gleich.«

Amber hätte lieber noch ein Kleidungsstück ausgezogen. Sie kam sich blamiert vor. Es fühlte sich fast schlimmer an, als nackt zu sein. Andererseits tat es fast gut, dieses Erlebnis zu erzählen. Irgendwie war sie auch ein bisschen erleichtert. Diese ganze Sache entwickelte sich zu einer regelrechten Psycho-Nummer.

Der Tag verlief recht langweilig und ohne weitere »Deals«. Amber bekam Getränke, weil sie die schon »bezahlt« hatte. Der »Toilettengang« kostete stets enorme Überwindung und für das Abendessen war eine Geschichte über die freudigste Erinnerung ihrer Kindheit fällig. Sie erzählte (wahrheitsgemäß) von dem Ausflug zu einem Autorennen, den sie mit ihrem Dad hatte unternehmen dürfen. Das Rennen war total langweilig gewesen, aber in der Loge neben ihrem Dad zu sitzen, hatte die siebenjährige Amber sehr glücklich gemacht.

Die Nacht begann mit dem Ausschalten des Lichts. Amber hatte keine andere Wahl, als schnell die Matratze aufzusuchen. In dieser Nacht schlief sie sogar halbwegs durch.

Der Morgen brachte die gleichen Routinen wie am Vortag. Danach jedoch fand die frisch geduschte, rasierte und geschminkte Amber in der Schublade ein Notebook vor. Es enthielt nichts weiter als ein Lehrvideo ... für Yoga.

Am Nachmittag folgte ein Datenstick mit einem weiteren Lehrvideo ... für Kung Fu.

Amber übte brav und die Langeweile des »freien« Tages stellte sich nicht wieder ein. Die Übungen machten sogar Spaß, denn Amber konnte sich damit in Form halten. Sie registrierte nach einer Weile kaum noch, dass sie dabei nackt war.



Das Mittagessen, ein sehr schmackhaftes, indisches Chicken Korma mit Kartoffeln, »bezahlte« sie mit ihrem »größten Verlust«. Sie erzählte die Geschichte vom Tod ihres Pferdes

Joker nach einer Infektion. Die Stimme wollte recht genau wissen, was sie wann gefühlt hatte und Amber weinte mehr Tränen als in der ersten Nacht ihrer Gefangenschaft.

Die Mahlzeiten verhinderten, dass Amber ihr Zeitgefühl vollkommen verlor, aber nach diversen Geschichten über ihre größte Enttäuschung, Angst, Wut, Gefühle von Stolz, Sieg und Niederlage und Fragen, die sich Amber noch nicht einmal selbst gestellt hatte (und hätte), fiel es ihr immer schwerer, die Dauer ihres Aufenthaltes zu bestimmen.

Die »Lehrvideos« wurden allmählich ergänzt. Tänze kamen hinzu, was Amber mit einer frühen Ballettausbildung und dem Sieg bei nahezu jedem schulischen Tanzfest wie ein Kinderspiel vorkam, bis ein orientalischer Tanz an der Reihe war, der eine Herausforderung darstellte. Das gefiel Amber.

Sie vermutete, fünf bis sechs Wochen in der Hand ihres Entführers gewesen zu sein, in denen das Halsband nicht aktiviert wurde und sich die »Bezahlung« von »unvermeidlich« zu »erhellend« und schließlich sogar zu »gar nicht so unangenehm« gewandelt hatte, als Amber schon am frühen Morgen spürte, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Ihre Hände zitterten und sie fühlte sich viel dünnhäutiger als während jedes PMS.

Sie sagte es dem Meister, der ihre einzige Bezugsperson war und sie durch das regelmäßige »Bezahlen« inzwischen mindestens so gut kannte wie sie sich selbst.

»Das ist der Lagerkoller«, antwortete er lapidar. »Du brauchst Sonnenlicht. Nach dem Frühstück fällt der Unterricht aus.«

Das Zittern verstärkte sich. »Ich darf hier raus?«

»Ja.«

Es war schwer, die morgendliche Routine schnellstens hinter sich zu bringen, ohne in der Gründlichkeit nachzulassen. Amber hatte erfahren, dass Dusche und Frühstück jeweils erst dann kamen, wenn der Meister mit Rasur und Schminke zufrieden war. Sie wusste auch, dass weder Penetranz noch Charme halfen. Der Meister schien sich durch nichts ablenken zu lassen und blieb konsequent bei seiner Linie. Für Amber ergab das eine fast schon angenehme Berechenbarkeit.

Beim Frühstück hätte Amber fast ihren Kaffee verschüttet. Inzwischen zitterten ihre Hände wegen der Vorfreude darauf, diese Zelle verlassen zu können. Mit einer wirklichen Freilassung rechnete Amber nicht. Der Meister hatte vom »Ausfall« und nicht vom »Ende« des Unterrichts gesprochen.

Dennoch konnte Amber ihr Herz schnell in ihrer Brust schlagen hören, als mehrere Paneele an der Stelle, an der Amber seit der Sache mit dem Stuhl die Tür vermutet hatte, zur Seite glitten. Vorsichtig, als lauere außerhalb der Zelle irgendeine Gefahr, setzte Amber einen nackten Fuß vor den anderen und machte sich auf den Weg.

Am Ende eines kurzen Flures befanden sich mehrere Türen, von denen eine geöffnet war. Amber ging hindurch. Dahinter befand sich eine Wendeltreppe, die scheinbar endlos nach unten führte. Amber wunderte sich über die Selbstverständlichkeit, mit der sie daran dachte, dass sie all die Stufen später wieder würde nach oben gehen müssen. Sie wusste aber auch, dass ein Arrangieren mit ihrer Gefangenschaft überlebenswichtig gewesen war. Sie hatte den Fluchtreflex gedanklich »verschieben« müssen, weil sie die letzten Wochen sonst nicht bei halbwegs guter geistiger Gesundheit überstanden hätte.

Amber machte sich an den Abstieg.



Amber machte sich an den Abstieg.

Als sie nach einer gefühlten Ewigkeit am Fußende der Treppe angekommen war, fühlte sie sich fast ein wenig benommen. Ein weiterer, kurzer Gang erwartete sie, an dessen Ende drei Türen geschlossen erschienen. Nach kurzer Unschlüssigkeit wollte Amber die rechte Tür öffnen, doch die Stimme des Meisters erklang. »Nicht die. Geh geradeaus!«

Offenbar waren hier auch überall versteckte Kameras, dachte Amber. Sie öffnete die Tür in der Mitte ... und schloss die Augen, während sie tief einatmete. Geruch und Geräusch reichten für einen Moment, um sie wissen zu lassen, dass sie sich am Meer befand. Dann öffnete sie die Augen wieder und sah ... den Ozean.

In diesem Augenblick waren Amber Nacktheit und Gefangenschaft beinahe egal. Der Anblick, der sich ihr bot, war überwältigend. Schnell nahm sie ein paar Stufen, die zu einem Pier vor einem gewaltigen Felsen führten, während die Tür hinter ihr wieder ins Schloss fiel,

machte ein paar Schritte auf dem Pier, der mitten in einen unendlichen Ozean zu führen schien und genoss die sanfte, salzige Meeresbrise. Amber wusste, dass dieses Gefühl ihrer Situation vollkommen unangemessen war, aber in diesem Moment war sie glücklich. Sie fühlte sich tatsächlich ... frei wie selten zuvor.



Sie ging bis fast zum Ende des Piers und überlegte, ob es wohl irgendwo eine Leiter gäbe. Womöglich könnte sie sogar im Meer baden, denn der Wind war nicht kalt und das traf womöglich auch auf das Wasser zu.

Dann hörte sie die Stimme: »Gefällt es Dir?«

Diese Stimme kannte sie ganz genau, wenngleich sie sich jetzt natürlicher anhörte und eindeutig hinter ihr zu verorten war. »Geh weg! Ich will Dich nicht sehen.«

»Hältst Du mich für ein Monster mit feuerroten Augen und giftgrüner Haut?«

»Wenn ich Dein Gesicht sehe, kann ich Dich wiedererkennen. Dann wird es für Dich zum Risiko, mich freizulassen.«

»Ach, Amber! Nun hast Du schon so viel gelernt und Dich wirklich kooperativ gezeigt und da glaubst Du immer noch, Deine Freilassung würde mir Angst machen?«

»Die Tatsache, dass Du alle meine Geheimnisse kennst, bedeutet nicht, dass ich Dir die Entführung verzeihe, Meister. Sogar, wenn ich es täte, bleibt es eine schwere Straftat, die Du

begangen hast. Meinst Du, ich würde Dich schützen, wenn es zu einer Gegenüberstellung kommt?«

»Ja.«

»Das würde ich nicht. Ich will Dein Gesicht nicht sehen. Es ist schon schlimm genug, dass ich Deine Stimme mein Leben lang nicht mehr vergessen werde.«

»Dreh Dich um! Ich trage eine Maske.«



Amber holte tief Luft und sah dann den Meister zum ersten Mal: Er war ein durchschnittlich großer Mann. Seine Augen waren von der Gesichtsmaske ausgespart und wirkten noch recht jung. Amber schätzte ihn auf Anfang bis Mitte 30. »Es fühlt sich anders an, nackt vor Deinen Augen zu stehen als vor Kameras.«

»Natürlich. Du machst das gut.«

»Wie steuerst Du das Halsband? Ich sehe keine Fernbedienung.«

»Sie ist in meiner Tasche. Ich gehe davon aus, dass ich sie hier nicht brauche. Sie war ja schon längere Zeit nicht nötig.«

»Wann lässt Du mich frei?«

»Brauche ich sie doch?«

»Das war nur eine Frage – kein Quiz. Du willst sie nicht beantworten?«

»Die Antwort wird Dir nicht gefallen.«

»Moment! Du hast gesagt, Du lässt mich wieder nach Hause. Das war am ersten Tag. Erinnerst Du Dich? Hast Du gelogen?«

»Du kommst wieder nach Hause. Das war nicht gelogen. Lügen sind nicht erlaubt – weder Dir noch mir. Das heißt jedoch nicht, dass Du frei sein wirst.«

Amber zog ihre Stirn in Falten. »Spaltest Du Haare? Okay, bei Mom ist man auch ganz schön unfrei, aber das habe ich bald hinter mir. Du musst mich damit nicht erschrecken.«

»Ich will Dich nicht erschrecken. Ich will Dir nur keine falschen Hoffnungen machen.«

»Okay. Dann frage ich Dich eben, wann Du mich nach Hause lässt.«

»Das hängt von Dir ab. Auch das sagte ich Dir schon.«

»Ich kooperiere, ich mache, was Du sagst, versuche nicht einmal mehr, mich zu bedecken, ich kehre mein Innerstes nach außen und erzähle Dir Dinge, die sonst niemand weiß und die mir selbst manchmal nicht klar sind. Ich lerne meine Lektionen und übe brav und engagiert Yoga, Kung-Fu und Tänze aus aller Welt. Hey, ich bin die perfekte Gefangene ... oder etwa nicht?«



»Deine Fortschritte in dieser kurzen Zeit sind bemerkenswert. Ja, es ist Zeit, mit Phase 2 zu beginnen. Dazu musst Du zunächst erfahren, dass Dein Halsband jeden Versuch, es zu manipulieren, mit Schmerz bestraft. Versuchst Du, es zu zerstören, wird die Intensität automatisch auf das Maximum erhöht. Dein Nervensystem wird dabei zusammenbrechen und Du wirst bleibende Schäden davontragen. Das Halsband ist jetzt ein Teil von Dir und es überträgt optische und akustische Signale, die gespeichert werden. In der Brosche befinden sich Linse und Mikrofon. Wenn Du versuchst, sie abzudecken, wird das als Manipulation erkannt und bestraft. Alles was Du siehst, sagst und hörst, wird überwacht und aufgezeichnet.« Der Meister ließ seine Worte wirken.

Amber stand da wie vom Blitz getroffen. Sie brauchte eine Weile und im Chaos ihrer Gedanken und Emotionen sprach sie aus, was ihr als Erstes in den Sinn kam. Das hatte sie in den letzten Wochen als Selbstverständlichkeit verinnerlicht. »Du könntest mir nicht helfen – selbst, wenn Du wolltest. Du bist nur ein Diener, ein Rädchen. Du steckst genauso in dieser Sache drin wie ich und ... wie viele noch? So viel Technik und Aufwand wird doch nicht betrieben, um ein einziges High-School-Girl zu kidnappen! Wer oder was steckt dahinter?«

»Kein Quiz, Amber!«

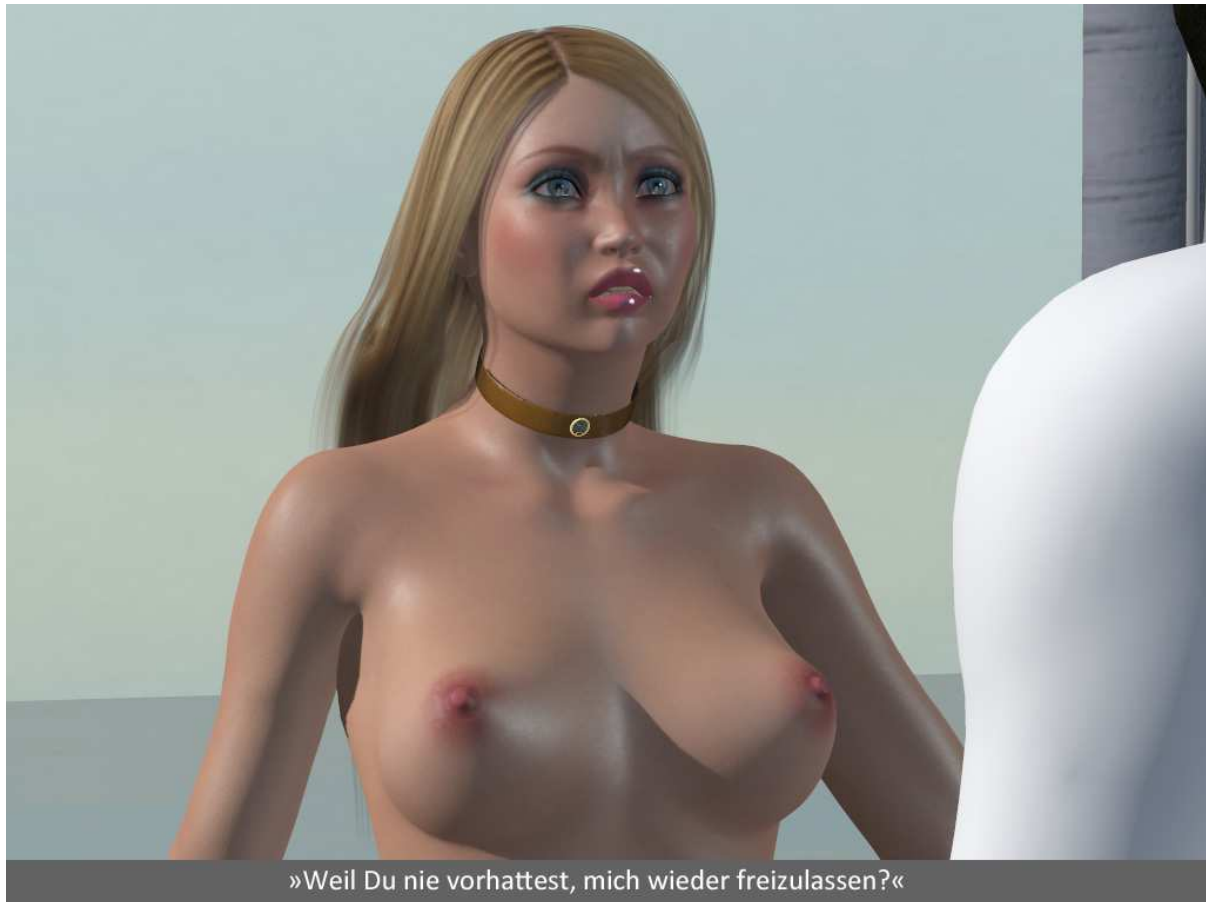
»Jaja, schon gut! Wenn alles aufgezeichnet wird, dann ... fuck! Wer auch immer daran beteiligt ist, kennt jetzt nicht nur die letzte Falte meines Körpers, sondern auch alle meine privaten Geschichten. Du hast das gewusst. Dann weißt Du hoffentlich auch, wie ich Dich jetzt nennen würde, wenn ich nicht Schiss vor diesem verdammten Elektroschock hätte. Gibt es nur die eine Fernbedienung, oder kann man mich von irgendwo in einer Zentrale fernsteuern?«

»Es gibt keine ›Pausen‹. Du vermutest richtig. Es *wird* viel Aufwand betrieben. Deshalb war es wichtig, in Phase 1 Deine Kooperation zu sichern, denn das lag in Deinem eigenen Interesse. Das erspart Dir unnötige Qualen. Du weißt nun, dass Du nicht nur unter *meiner* Kontrolle stehst. Je schneller Du Dich auch damit abfindest, desto angenehmer wird Dein weiteres Leben verlaufen. Du wirst nämlich sehen, dass die meisten der Wünsche, die Du mir genannt hast, allein durch Deine Kooperation in Erfüllung gehen werden.«

»Womit Du vor allem meinen Gehorsam meinst, nehme ich an. Du und die Typen, die dahinter stecken – Ihr kauft mir ein Rennpferd und eine Villa am Strand, wenn ich schön brav meine Nägel lackiere und meine Möse rasiere? Bei dem, was Du mir gerade erzählt hast, dürfte das ein Klacks sein, oder?«

»Das Preis-Leistungsverhältnis hast Du nicht richtig dargestellt, aber es geht in diese Richtung. So ist das im Leben: Du erfüllst die Erwartungen, die an Dich gerichtet werden und wirst dafür belohnt. Du erfüllst sie nicht und wirst bestraft. Wenige haben das Glück, auch dann geliebt zu werden, wenn sie keine Erwartungen erfüllen. Sogar diese Chance bleibt Dir unbenommen.«

»Ihr wollt mein ganzes Leben stehlen? Hast Du deshalb einen Unterschied zwischen ›nach Hause kommen‹ und ›frei sein‹ gemacht? Weil Du nie vorhattest, mich wieder freizulassen?«



»Ich würde es nicht ›stehlen‹ nennen. Dann wären ja Eltern, Lehrer, Ehegatten und Kinder allesamt Diebe, denn deren Wünschen und Bedürfnissen passt Du Dich ja auch an. Dabei geht es jedoch selten so offen, klar und fair zu wie hier.«

»Werde ich jemals allein sein? Ungestört? Unbeobachtet? Unkontrolliert?«

»Mal ehrlich, Amber – wer ist das schon?«

»Redest Du die totale Kontrolle fremder Leute über mich und mein Leben schön, um mich zu beschwichtigen oder glaubst Du das wirklich?«

»Jeder Mensch ist ›fremd‹, bis Du ihn kennlernst. Jetzt weißt Du, in welcher Lage Du wirklich bist. In Phase 2 wirst Du lernen, dass Dir Dein neues Leben nicht weniger, sondern mehr Chancen zur Entfaltung Deiner Persönlichkeit bieten wird. Alle Menschen unterliegen als Teile eines Gemeinwesens Regeln, die sie nicht immer selbst gemacht haben. *Deine* Regeln werden etwas umfangreicher, klarer und präziser sein als die der meisten anderen Menschen und Du wirst sie genauer und ausnahmslos befolgen, aber wenn Du diesen Rahmen erst verinnerlicht hast, kannst Du auf seiner Basis alles erreichen, wovon Du träumst. Sieh es wie Sport! Wenn Du Deinen Körper in Topform bringst, kannst Du siegen. Vorher

nicht. Ich bin einer Deiner Trainer. Du weißt nun, dass Du Teil eines Teams bist. Es wird Dich zu einer ›Spitzenathletin‹ formen, denn Deine Anlagen sind ausgezeichnet.«

»Aber ich will einen Beruf erlernen und darin erfolgreich sein, Spaß haben, mich verlieben ... wie soll das alles gehen mit diesem Halsband und dem Wissen, dass mir ständig jemand zusieht oder mir sogar einen Elektroschock verpasst, wenn ich gegen diese ›Regeln, die ich nicht selbst gemacht habe‹ verstoße?«

»Es geht doch seit Wochen! Keine Angst! Dir wird dabei geholfen, Dich auch außerhalb Deiner Zelle so zu verhalten, wie es von Dir erwartet wird. Das, was Du aufgezählt hast, damit in Einklang zu bringen, ist leichter, als Du jetzt noch ahnst. Weniger Talentierte als Du haben es auch geschafft.«

»Du meinst, ... Ihr treibt dieses ... diese ›Ausbildung‹ schon länger? Wie viele Frauen laufen mit diesem Halsband herum?«

»Mehr, als Du ahnst. Zwei davon wirst Du gleich kennenlernen. Die Pause ist nämlich vorbei. Begib Dich zurück in den Felsen und gehe durch die dann von Dir aus gesehen rechte Tür! Sie ist unverschlossen. Los!« Der Meister steckte eine Hand in die Tasche seines Kittels.

Amber beeilte sich, den Pier zu verlassen.

In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Eine Entführung gegen Lösegeld oder eine Sexualstraftat waren vor einigen Wochen Ambers wahrscheinlichste Erklärungen für das gewesen, was ihr zugestoßen war. Nach der jüngsten Eröffnung hielt sie das für regelrecht harmlos im Vergleich zur Wahrheit – jedenfalls dem Teil der Wahrheit, den sie bis jetzt kannte.

Sie war in die Fänge moderner (*sehr* moderner) Sklavenhalter geraten. Diese Leute hatten keinesfalls vor, Amber jemals wieder in ihr altes Leben freizulassen. Sie hatte sich in den letzten Wochen arrangiert und ganz brav alles getan, was von ihr erwartet worden war. Sie hatte gehofft, damit ihre Aussicht auf Wiedererlangung der Freiheit zu verbessern. Mit den neuesten Informationen stellte sich dieser Weg als Sackgasse heraus.

Was konnte sie jetzt noch tun? Welche Optionen hatte sie – abgesehen von der, weiter mitzuspielen, *für immer* mitzuspielen? Amber versuchte, sich selbst Hoffnung zu machen, aber wie sollte sie Hilfe erhalten, wenn sie nicht einmal unbeobachtet (und ungestraft) um Hilfe rufen konnte?

Wie sollte sie ihre Wünsche und Pläne damit, wie der Meister es ausgedrückt hatte, »in Einklang bringen«, rund um die Uhr überwacht und regelrecht ferngesteuert zu werden? Mit dem Halsband war doch nicht einmal eine Zelle nötig, weil Amber dadurch zur Gefangenen in ihrem eigenen Körper wurde. Alles wurde aufgezeichnet, hatte der Meister gesagt, aber wer sah sich diese Aufzeichnungen an? Wie sollte das bei einer kleinen Bande von Sklavenhaltern gehen? Wer steckte wirklich hinter all dem? Wie mächtig waren die Typen, denen

Amber nun regelrecht gehörte? Welche Möglichkeiten hatten die, abgesehen von dem perfiden Halsband, noch?

Einen Vorgeschmack sollte Amber sogleich erhalten, denn hinter der Tür, die sie weisungsgemäß durchschritt, erwarteten sie zwei Frauen, die auch diese Halsbänder trugen ... und sie waren ebenfalls vollkommen nackt. Ihre Körper wirkten jugendlich straff und üppig, aber in den Gesichtern konnte Amber erkennen, dass beide Frauen die 30 womöglich schon länger überschritten hatten. Wo waren ihre Falten? Schönheits-OPs? Botox? Sie wirkten nicht annähernd so künstlich wie die Gespenster, die zuweilen im TV vorgeführt wurden.

Eine der Frauen kam auf Amber zu. »Hallo«, meinte sie. »Ich bin Sunny. Das ist Trish. Du musst Amber sein. Du bist wirklich hübsch ... und sehr jung.«



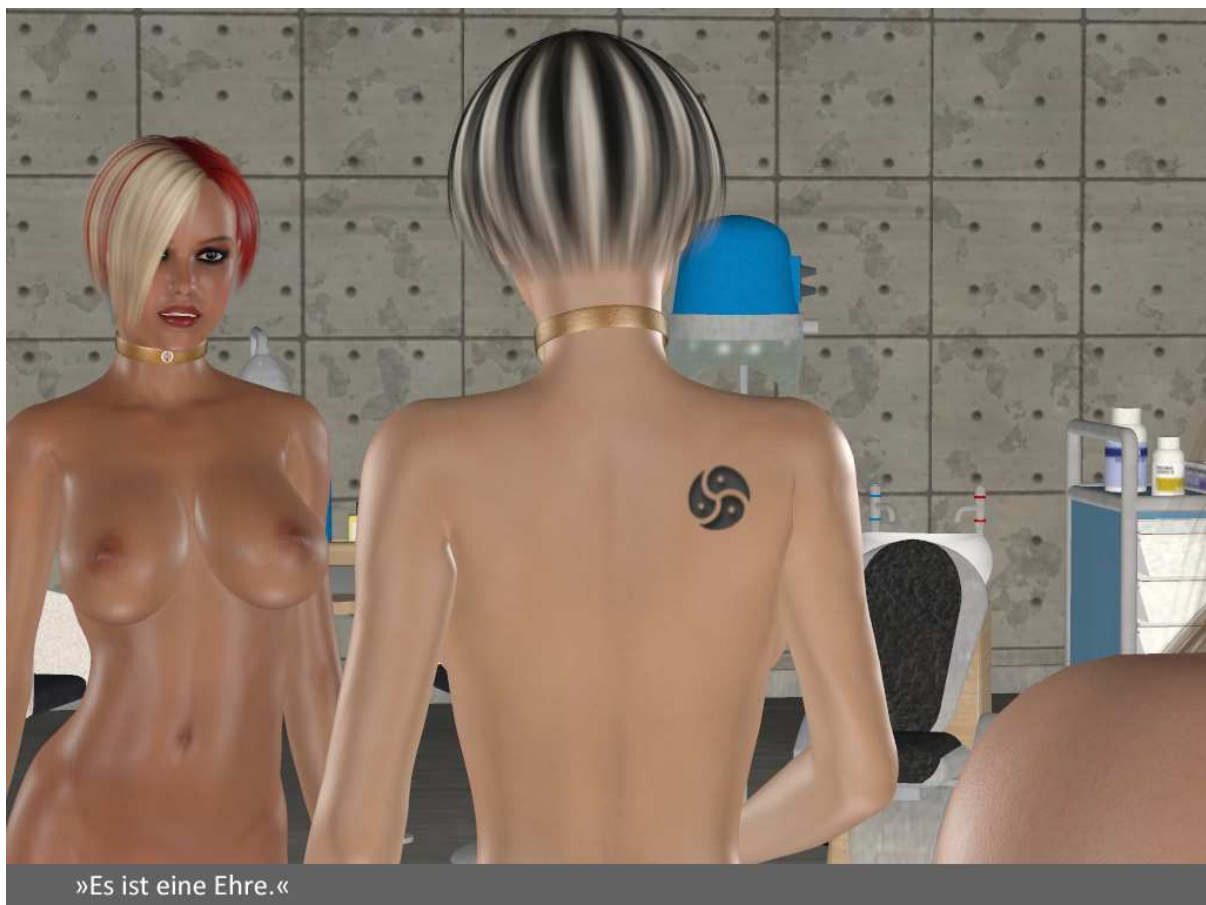
Amber ergriff die ihr gereichte, sehr gepflegte Hand. Sunnys Nägel waren nur unwesentlich länger als ihre eigenen, da der Meister ihr nicht erlaubt hatte, sie in den letzten Wochen zu kürzen. Sie durfte die Feile nur zur Formgebung benutzen. »Ich bin 18. Wie lange trägt Ihr die Halsbänder schon?«

Die beiden Frauen tauschten Blicke aus und lächelten. »Wir können uns kaum an die Zeit davor erinnern, Amber«, antwortete Trish. »Das wird Dir ebenso ergehen, wenn Du Deine inneren Widerstände schließlich aufgegeben hast. Phase 2 wird Dir dabei helfen. Du hast ja Phase 1 im Rekordtempo geschafft. Alle Achtung!«

»Ich habe gerade erst erfahren, dass viel mehr hinter der Sache steckt als ein paar Mädchenentführer. Wie lange dauert Phase 2? Was kommt danach?«

»Sicher nicht Phase 4«, scherzte Sunny. »Ja, es steckt allerdings viel mehr dahinter. Die Organisation, der wir gehören, ist so eine Art Geheimbund. Sie ist aus einem inzwischen untergegangenen, anderen Bund namens ›Nemesis‹ hervorgegangen, hat übernommen, was erhaltenswert war und die Schwächen durch Reformen beseitigt. Du erkennst die Angehörigen des neuen Bundes an ihren tätowierten, stilisierten Triskelions. Schau!« Sunny drehte sich um und zeigte Amber die Tätowierung auf dem rechten Schulterblatt.

»Das wirst Du auch gleich erhalten. Es ist eine Ehre«, fügte Trish hinzu.



»Zuerst kümmern wir uns aber mal um Deine Haare. Die sind ja schrecklich langweilig. Setz Dich bitte auf den Sessel da hinten! Trish ist Profi. Die wird Deine Haare so stylen, dass Du selbst ›Wow!‹ sagst.«

»Betreibt Ihr hier eine Art Schönheitssalon für Entführungsoffer? Macht Ihr das immer nackt?« Amber nahm auf dem Frisiersessel Platz und sah mit einigem Erschrecken, dass zu diesem »Beauty-Salon« offenbar auch ein gynäkologischer Stuhl gehörte. Ein Wagen mit Verbandsmaterial stand unweit davon hinter einer Liege und sorgte dafür, dass Amber unruhig auf dem Sessel hin und her rutschte.

»Wir setzen die weniger aufwendigen Wünsche der Eigentümer um«, antwortete Trish ernst. »Natürlich sind wir nackt, wenn wir nicht in der Öffentlichkeit stehen oder ausdrücklich gewünscht wird, dass wir Kleidung tragen. Wir haben nichts zu verbergen und können so am besten verfügbar sein.«

»Der alte Männertraum von der jederzeitigen sexuellen Verfügbarkeit der Frau wird damit wohl wahr«, meinte Amber.

»Das wirst Du bald nicht mehr als Problem sehen«, kommentierte Sunny lapidar. »Wer Zeichen und Ring trägt, darf andere Zeichenträger nicht abweisen. Das gilt für Männer wie für Frauen gleichermaßen und ist damit nicht mit den frauenfeindlichen Vorstellungen in Bibel und Koran zu vergleichen.«

»Es gibt auch männliche Sexsklaven in diesem ... ›Bund‹?«

»Selbstverständlich.«

»Die müssten dann *mir* ›zur Verfügung‹ stehen? Ehrlich?«

»Wenn Du einem Mann mit Zeichen und Ring begegnest, darfst Du Dich bedienen.«

»Was für ein Ring?«

»Dieser hier.« Trish und Sunny hielten ihre rechten Hände hoch. Beide trugen Ringe, an denen kleinere Ringe in einer aufgesetzten Kugel befestigt waren. »Sie sind allgemein nach der Geschichte von Pauline Réage als ›O-Ringe‹ bekannt. Sie dokumentieren den Status der Unterwerfung ihrer Träger, wenn sie sich an deren rechter Hand befinden.«

»Status der Unterwerfung? Ich dachte immer, bei Sado-Maso-Dingen würde es um Freiwilligkeit gehen und nicht um Entführungsoffer, die mit Schock-Halsbändern gezwungen werden, sich als Sex-Sklavinnen ›verfügbar‹ zu halten.«

»Die Organisation, der wir gehören, sieht das anders, Amber. Jedes Gemeinwesen gibt sich Regeln und nicht jeder, der sich diesen Regeln unterwirft, macht das ›freiwillig‹. In den meisten Staaten ist es eine Straftat, anderen Menschen Gewalt anzutun. Der Staat selbst aber darf das. Das nennt man dann ›staatliches Gewaltmonopol‹. Wenn dieses aber auch nur wenigen Leuten, einer Elite, nützt, ändert das trotzdem nichts an den Regeln. Manche wählen ihre Staatsbürgerschaft freiwillig, andere werden hineingeboren. So ähnlich ist das bei Dir. Du gehörst jetzt dazu und hast keine Wahl. Deshalb lebst Du am glücklichsten, wenn Du die Regeln befolgst.«

Während Sunnys kleinem Vortrag hatte Trish damit begonnen, Ambers Haare zu schneiden. Die zu Boden fallenden Strähnen waren recht lang, fand Amber. »Gehört zu den Regeln auch, nicht mehr über die eigene Frisur entscheiden zu können?«

»Natürlich«, antwortete Sunny mit großer Selbstverständlichkeit. »Unsere Eigentümer entscheiden darüber, wie wir aussehen.«

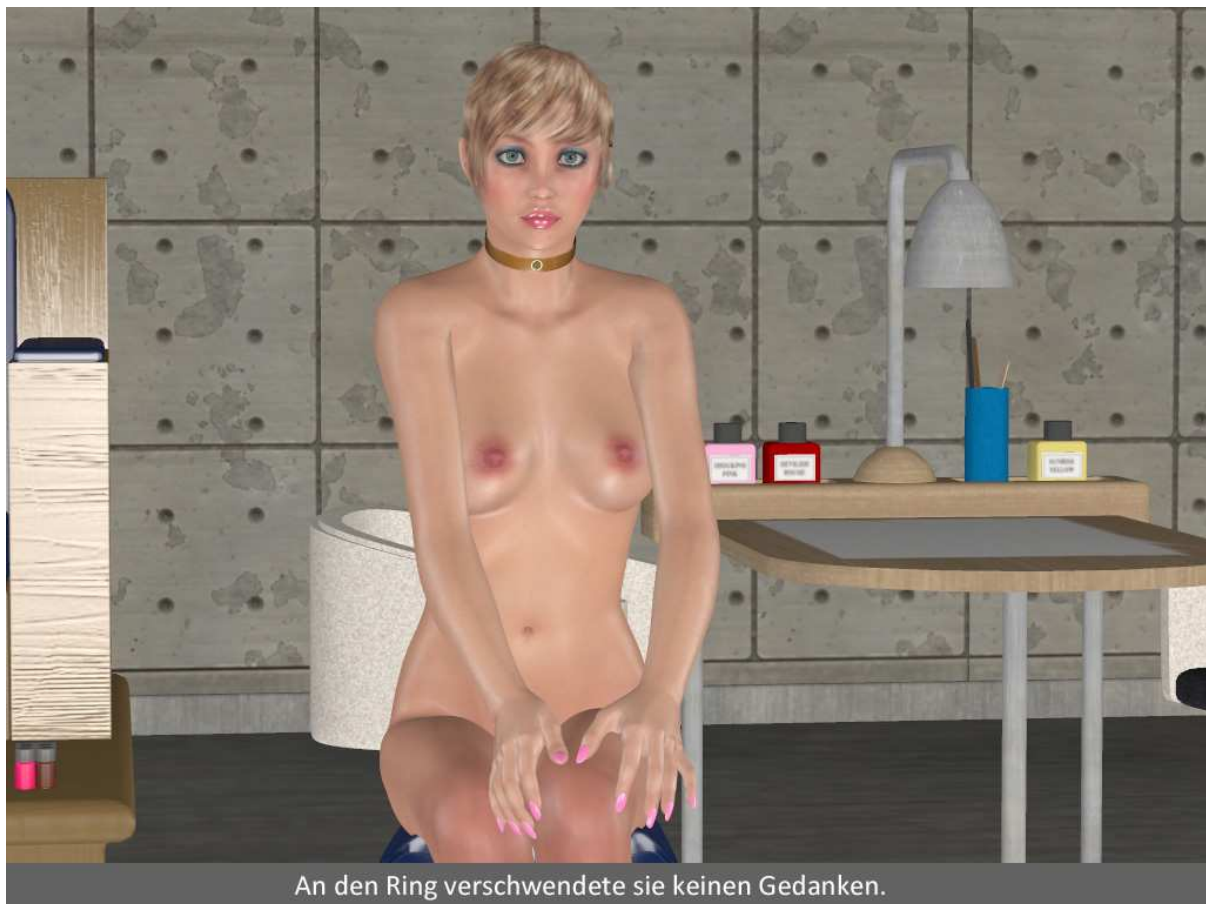
»Wie denn? Durch Abstimmung? Handzeichen? Rösselsprung?«

»Wenn wir von ›Eigentümern‹ sprechen, meinen wir immer die Gruppe unserer Herren. Natürlich gehört jede von uns zuerst einmal *einem* Herrn. Der entscheidet über uns und ist für uns verantwortlich. Im neuen Bund hat jeder Großmeister eine Farbe, mit der sein Eigentum markiert ist. Trish und ich gehören dem gleichen Herrn. Seine Farbe ist Rot. Hier, siehst Du?« Sunny deutete auf ein Piercing oberhalb ihres Venushügels. Ein in Gold gefasster, roter Schmuckstein steckte in ihrer Haut.

Währenddessen färbte, fön-te und gelte Trish in Ambers Haaren herum. Schließlich meinte sie: »Fertig«. Amber durfte sich in einem Handspiegel betrachten. »Sieht ganz schön ... anders aus.«

»Viel erwachsener«, stellte Sunny fest. »Trish tätowiert Dir jetzt unser Zeichen und ich lege Dir den Ring an. Dann hast Du es fast überstanden.«

Amber musste sich auf einen Hocker setzen. Sie hatte Angst vor dem Tattoo. An den Ring verschwendete sie keinen Gedanken.



An den Ring verschwendete sie keinen Gedanken.

Entsprechend konzentriert bemühte sie sich, das Brennen, welches durch die Tätowiermaschine unterhalb ihrer rechten Schulter ausgelöst wurde, auszuhalten und realisierte den Einstich der Spritze in ihrer rechten Hand kaum. Ausgehend vom Ringfinger wurde ihre Hand zum größten Teil taub. Trotzdem tat es höllisch weh, als Sunny einen goldenen Stab von der Größe eines Nagels, an dem man üblicherweise ein Bild aufhängt, seitlich durch das hinterste Glied von Ambers rechtem Ringfinger bohrte. Nachdem der Nagel in Ambers Finger steckte, knipste Sunny mit einer Zange die Enden ab, bis auf jeder Seite nur ungefähr ein Millimeter aus der Haut ragte. Mit einer Elektrofeile brachte sie diese Enden des Nagels in Form und arbeitete dann den Ring über den Finger, bis die Nagelenden in Vertiefungen in der Ringinnenseite einrasteten, die vorher mit industriellem Metallkleber gefüllt worden waren. Damit wurde verhindert, dass der Ring jemals wieder abgezogen werden konnte, ohne ihn zu zerstören.

Dies alles erklärte Sunny Amber während der Prozedur. Amber war so schockiert, dass sie das Geschehen zur Kenntnis nahm, als würde es gar nicht sie selbst, sondern irgendein anderes Mädchen betreffen.

Irgendwann war auch Trish mit dem Tätowieren fertig.

Amber musste aufstehen und Sunny drückte eine pistolenartige Maschine an Ambers Unterleib. Der Schmerz war heftig, aber kurz. Danach steckte ein goldgefasster Schmuckstein in Ambers Haut, in die eine subdermale Halterung geschossen worden war, die sich schnell mit dem Gewebe verbinden würde.

Ihr Magen knurrte, als sie es überstanden hatte.

Das Tattoo schmerzte leicht, der Finger, dessen Betäubung nachgelassen hatte, deutlich stärker. »Wessen Farbe ist das denn nun in dem Piercing?«

»Die Deines Herrn. Wenn er will, dass Du ihn kennlernst, wird er Dir vielleicht sagen, wer er ist.«

»Ich soll mein ganzes Leben einem Kerl unterordnen, den ich nicht einmal kenne?«

»Wieso ›Kerl‹? Es könnte auch eine Frau sein. Wir sind fertig. Du bist jetzt in Phase 2 angekommen und der Ernst des Lebens beginnt«, stellte Sunny fest. »Geh in den Raum direkt gegenüber und warte dort, bis Du weitere Anweisungen erhältst!«

Mit noch etwas weichen Knien machte sich Amber auf den Weg. Im »Warteraum« standen lediglich zwei bequem aussehende Sessel. Amber setzte sich und wartete, während sie versuchte, in ihr Bewusstsein gelangen zu lassen, was man gerade alles mit ihr angestellt hatte.

Nach einer Weile wurde die Tür geöffnet und ein unbekannter Mann setzte sich großlos in den zweiten Sessel. Er musterte Amber unverhohlen. Sie kam sich wie ein Schinken in einer Fleischtheke vor und nahm nach einigen Sekunden ihren Mut zusammen: »Sind Sie mein ›Eigentümer‹?«



»Nein«, antwortete der Mann und betrachtete Amber weiter ohne jedes Schamgefühl. »Du bist wirklich hübsch ... aber sehr jung für eine Sklavin.«

»Ich habe mich nicht beim Jobcenter darum beworben.«

Der Mann lächelte. »Es wird eine spannende Aufgabe werden, Dich zu erziehen, ohne Dir Deinen Humor ... und den Galgenhumor auszutreiben.«

»In meiner Lage ist Galgenhumor wohl noch meine einzige ›Unbeherrschtheit‹. Ich fürchte aber, dass man den mit dem Halsband auch kaputtkriegt ... wenn man das will.«

»Dein Ausbilder in Phase 1 wollte das offenbar nicht. Deine Bewertung ist außerordentlich gut ausgefallen.«

»Och, das war leicht. Ich musste nur alles tun, was er mir sagte. Das schafft sogar ein Zwergpinscher.«

»Ein Zwergpinscher verfügt aber weder über Deine Schönheit noch über Deine Persönlichkeit.«

»Ja. *Noch*. Sind Sie denn mein ›Ausbilder für Phase 2‹?«

Das Lächeln wurde breiter. »Das könnte man so sagen, aber in erster Linie bin ich ... Dein Ehemann.«